

DEUTSCHE RUNDschau

ausgegeben von Rudolf Pechel

Aus dem Inhalt:

Hans Jaeger Moskaus neue Asienpolitik

Jürgen Pechel Im Schatten von Vargas und Péron

Egon Conrad Die Massen avancieren

Fritz Kraus T. E. Lawrence -
Legende und Wirklichkeit

Friedrich Lemmer . Wirtschaftsrundschau

82. Jahrgang · März 1956



VERLAG DEUTSCHE RUNDschau · BADEN-BADEN

INHALT

HANS JAEGER

Moskaus neue Asienpolitik . . . 225

JÜRGEN PECHEL

Im Schatten
von Vargas und Péron 229

HEINZ KERSTEN

Zehn Jahre FDJ 236

GEORG SCHNEIDER

Soldatenlied 241

HANS O. STAUB

Deutsche Siedler
in französischen Wäldern . . . 242

CHRISTOPH MECKEL

Treppenhaus 245

WOLFGANG ROTHE

Neue Städte — aber wie? . . . 246

ROLF SEELIGER

Großstadtliebe 55 252

EGON CONRAD

Die Massen avancieren 253

KLAUS-PETER SCHULZ

Der rote König von Preußen . . 258

HEINRICH HEINE

Gedicht 260

HANS KOHN

Toynbee und Rußland 261

HARRY PROSS

Mäzenas als Sozialingenieur . . 268

EDGAR STERN-RUBARTH

Der Thriller als Zeiterscheinung . 275

FRITZ KRAUS

T. E. Lawrence — Legende und
Wirklichkeit 279

RUNDSCHAU

Schwedische Politik (284) - Ein „Bollwerk
des Friedens“ (285) - Schnell rückwärts
konzentriert (286) - Kampf dem Nazis-
mus (287) - IV. Schriftstellerkongreß (289)
Eine „erlesene“ Reminiszenz aus Alt-
Weimar (290) - Wissenschaft zu Waren-
hauspreisen (291) - „Zeitnah und aktuell“ (292)

BRIEFE AN DIE

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Karl Rauch: Bergen-Belsen 1955 294

INGEBORG GUADAGNA

Der Hund (Erzählung) 296

GERHARD RIEDEL

Gedicht 302

WIRTSCHAFTS-RUNDSCHAU 303

ZEITTADEL 306

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Helmut M. Braem:

Der Schatten des weißen Mannes 307

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—, Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 720 30. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Moskaus neue Asienpolitik

Die Bedeutung der Asienreise von Bulganin und Chruschtschew (in Begleitung des viel zu wenig beachteten NWD-Chefs und Berija-Nachfolgers Generaloberst Serow) nach Indien, Burma und Afghanistan geht weit über die Attacken auf den Westen, die Geschichtsklitterungen über den Zweiten Weltkrieg und andere Anzeichen, daß der Geist von Genf dahin ist, hinaus.

Als Mao Tse Tung zur Beerdigung Stalins nach Moskau fuhr und die Gelegenheit benutzte, um über die Rückgabe von Port Arthur und Chinesisch-Turkestan (Sinkiang) hinaus andere Dinge für China einzukassieren, wurde die Welt in Einflußsphären geteilt, wonach Europa und Nordamerika zur russischen, Asien, Afrika (und offenbar auch Südamerika) zur chinesischen Einflußsphäre gehören sollten. D. h. unter chinesischem Druck mußte Moskau sein Desinteressement an Asien erklären. So groß war die Erschütterung, die der Tod Stalins hervorgerufen hatte: die Kollegialdiktatur war eine Verlegenheitslösung, weil keiner dem anderen traute und weil man die Nachteile der Einmandiktatur deutlich genug gespürt hatte. Schon formierten sich Kräfte gegen Berija, der sich am Todestage zu weit hervorgewagt hatte, und dahinter Kräfte gegen Malenkow, der nicht zum Nutznießer dieser Verschiebung werden sollte. Peking nutzte diese Sachlage weidlich aus. Und es hielt sich an das Abkommen (natürlich). Es durchdrang Nordkorea, es riß die Führung in der japanischen KP an sich. Dort ist Shiga der Vertrauensmann Pekings, während die Parteigänger Moskaus, wie Tokuda, in China wegen angeblicher Zusammenarbeit mit der japanischen Geheimpolizei und angeblichen Verrats am hingerichteten Kominternspion Richard Sorge exekutiert wurden. Peking rührte lediglich das heiße Eisen der Frage der Äußerer Mongolei, die Moskau noch nicht aus seinem Griff entlassen hat, in der eine nach dem plötzlichen Tode des Marschalls Goibalsan freilich führerlose Richtung schon nach Peking schielt, vorläufig noch nicht an. Aber zur Konferenz von Bandung wurde Moskau nicht eingeladen. Angriffe auf den sowjetrussischen Kolonialismus, an denen es in Bandung nicht fehlte, wurden von den Chinesen unwidersprochen hingenommen und offensichtlich nicht ohne Schadenfreude geduldet, wobei es offen blieb, ob dabei Antikommunisten an eine imperialistische Politik gegenüber Polen, Tschechoslowakei und Ungarn dachten oder asiatische Nationalisten die alte zaristische Kolonialpolitik in Asien im Auge hatten, die unter Lenin modifiziert worden war, aber unter Stalin längst wieder einem Kurs der Russifizierung (unter dem Vorwand der Bekämpfung eines „kleinbürgerlichen Nationalismus“, unter dem Vorwand der Industrialisierung und der Sicherung der Hegemonie der KP) Platz gemacht hat (diese russische Kolonialpolitik ist vielfach auf Grund der zusammenhängenden Ländermasse und unter dem Gedröhn der sowjetischen Propaganda übersehen worden, aber es ist angebracht, einmal daran zu erinnern, daß sowohl Georgien, Armenien und Aserbajdschan

wie die Gebiete Zentralasiens, d. h. Kasachstan, Kirgisistan, Turkmenistan, Usbekistan und Tadshikistan, als auch die mongolischen Gebiete Sibiriens, die Regionen der Jakuten und Burjaeten, der Tungusen und Samojeden, mit brutalen Methoden schon im zaristischen Rußland erobert, niedergehalten und kolonisiert worden sind).

Schon 1954, ein Jahr später, zeigte sich freilich, daß sich Moskau seinerseits nicht ganz an das Abkommen hält. Das galt schon gar nicht für den Mittleren Osten, den es stillschweigend ausnahm (obwohl China die größten Anstrengungen machte, weit über Verständigungsversuche mit Indien, Einladungen an die Adresse Pakistans und Siams hinaus, mit den arabischen Ländern und besonders mit Ägypten in engeren Kontakt zu kommen). Aber es zeigte sich zum ersten Male, als bei der Hilfeleistung für Ho Chi Minh, den Diktator von Viet Minh, ein Wettlauf einsetzte. Moskau bewies auch an der Durchdringung der indonesischen Armee und an den indonesischen Wahlen ein großes Interesse.

Die Besuchsreise nach Delhi, Rangoon und Kabul bedeutet, daß Moskau diese Teilung in Einflußsphären nicht mehr anerkennt, daß es sich von China nicht mehr beiseite schieben läßt und sich an das Abkommen überhaupt nicht mehr hält. Das ist die erste wichtige Feststellung, die wir nach dieser Reise zu treffen haben. Vorangegangen waren Besuche Nehrus und U Nu in Moskau. Dabei hatte U Nu, der burmesische Premier, geradezu geäußert, daß auf der nächsten Bandung-Konferenz Moskau vertreten sein müsse. Die Männer des Kreml sprangen förmlich darauf, wenn auch Burma dann ein wenig Angst vor der eigenen Courage bekam und einen leichten Rückzug antrat. Jetzt versteht man auch den Sinn der ersten Genfer Konferenz besser. Moskau suchte sich in Europa zu entlasten, um in Asien verlorenes Terrain wiederzugewinnen. Man muß das alles unter dem Gesichtspunkt der Rivalität Moskau — Peking verstehen, ohne diese wiederum zu überschätzen, die gleichzeitige Gemeinsamkeit der Interessen zu übersehen und dabei in zu kurzfristigen Terminen zu rechnen.

Damit kommen wir zum zweiten Punkt. Insbesondere Indien und Burma haben dabei ihre eigenen, besonderen Interessen, die mit den sowjetrussischen zusammenfallen. Sie sind interessiert daran, daß die Herausdrängung Rußlands aus Asien rückgängig gemacht und gegen China eine Balance geschaffen wird. Nehru hat immer die Moskauer Gefahr gering eingeschätzt. Jedenfalls hält er sie für geringer (daher auch seine Ignorierung des sowjetrussischen Kolonialismus in Asien) als die chinesische (was nicht ausschließt, daß Nehru, wie sein Besuch in Peking zeigte, auch die Verständigung mit China suchte, aber Chinas Zusicherung hinsichtlich der chinesischen Minoritäten in anderen Ländern und hinsichtlich der Länder zwischen Indien und China, insbesondere Nepal, Bhutan und Sikkim, im weiteren Sinne sogar Kashmir, ja auch hinsichtlich Burma und Siam, waren nicht vollauf befriedigend, während Nehru sich an den Philippinen, Japan, Korea verhältnismäßig uninteressiert zeigte). Nehru will durch Rußland eine Balance gegenüber chinesischer Bedrohung, über die er nicht ganz beschwichtigt ist, um so mehr als in Nepal der Kommunistenführer Singh wieder auftauchte, den die Chinesen losgelassen hatten. Burma ist um so mehr verängstigt, als es die kommunistische Gefahr am eigenen Leibe verspürte. Moskau ist weit, aber China ist nahe. Burmas

Neutralismus kommt einmal aus den pazifistischen Tendenzen des Buddhismus, zum zweiten aber aus dieser Angst vor China. So erklärt sich das scharfe Verhalten der an sich antikommunistischen sozialistischen Regierung Burmas gegenüber der Division chinesischer Nationalisten, die auf burmesischem Territorium zu operieren suchte. So erklärt sich aber auch, daß Burma durchaus kein Interesse daran hat, daß etwa Siam auch neutralistisch wird. Die Balance ist der Haupt Gesichtspunkt, und der burmesische Neutralismus hat eine andere Färbung als der indische (das gilt erst recht von ähnlichen Tendenzen Ceylons), wenngleich auch Burma in die Linie der Tito-Konzeption einschwenkte (gleich Tito hat Burma im Streit zwischen Israel und Ägypten zu vermitteln versucht). Diese beiden Punkte muß man vor allem beachten.

Indien hat noch ein weiteres Interesse. Es machte Moskau wirtschaftliche Konzessionen und tauschte dafür eine wirtschaftliche Hilfe Moskaus ein, wodurch Moskau zum ersten Male in die Lage versetzt wurde, ein Gegenstück zum Marshall-Plan (oder zum Colombo-Plan) in Bewegung zu setzen. Das hat wieder zu erhöhter Hilfe des Westens geführt. Die unterentwickelten Gebiete sind die Nutznießer davon. Das ist eine an sich vom Standpunkt des Westens aus beschämende Feststellung: es bedurfte des Wettlaufs zwischen West und Ost, damit man endlich anfang, Jahrhunderte alte Sünden und Unterlassungssünden wieder gut zu machen und sich zu einer Hilfe bereit zu finden, für die zuvor natürlich nie Geld vorhanden gewesen war. Indien spielt die Helfer gegeneinander aus. Es wird dabei ein Maximum zu erreichen verstehen. Und es schlug dabei von Moskau eine wichtige Konzession heraus: die indische KP wird an die Leine gelegt (ebenso ist es mit der burmesischen Partei). Aber die indische KP ist nicht folgsam. Sie läßt sich nicht an die Leine legen. Sie hat schon bei den Wahlen im Staate Andhra schlecht abgeschnitten, weil das Regierungslager hämisch auf die gute Presse verweisen konnte, die Nehru in Moskau hat. Sie will nicht Moskau zuliebe Selbstmord begehen. Sie benutzte jede Gelegenheit, um verlorenen Boden wiederzugewinnen. Sie war in der Goa-Frage nationaler als die Regierung, sie verschmähte dabei nicht einmal ein Bündnis mit den indischen Rechtsradikalen, die natürlich nationalistisch sind, und zog die Sozialisten hinter sich her, deren Neutralismus (die indischen Sozialisten sind neutralistisch wie die japanischen, die syrischen und die libanesischen) sie für sich benutzt. Sie verwandte die Sprachenfrage, durch die der indische Subkontinent, auf weite Sicht gesehen, von der Gefahr der Balkanisierung bedroht ist, um der Regierung Schwierigkeiten zu machen; und als die Regierung diesem Druck nachgab, war sie abermals nicht zufrieden und benutzte die Neugliederung ebenfalls zur Agitation. So passierte es, daß in Bombay die von der KP gestützten Gewerkschaften stundenlang in einigen Stadtteilen die Macht an sich rissen, gerade als die Sowjets zu Besuch da waren. Moskau wird etwas gegen die ungehorsamen indischen KP-Führer tun müssen. Es hat den Anschein, als unterstütze Peking diesen Ungehorsam. Im übrigen gibt es in Indien einen starken Trotzismus (ebenso wie in Burma und Ceylon). Unter den Kommunisten ist also die Tendenz einer Verselbständigung gegenüber Moskau nicht neu; Peking hat hier eine Chance.

Die Sowjets haben bei ihrem Besuch in Indien gleichzeitig Indien in der Goa-Frage gegenüber Portugal gedeckt (wohl wissend, daß das erneut zu Komplikationen in der Nato führen kann), was China zu Forderungen in

der Macao-Frage veranlaßte. Sie haben schließlich Indien gegenüber Pakistan in der Kashmir-Frage gedeckt. Pakistan ist Moskau ein Dorn im Auge. Denn es ist mit den USA verbunden, gehört zum Bagdad-Pakt und zur Seato. Die Frontstellung gegenüber Pakistan zeigte sich nicht nur bei dem indischen Besuch, sondern auch bei dem Besuch in Kabul. Den Afghanen wurde in der Forderung auf die von 7 Millionen Pathans bewohnten Gebiete der Nord-West-Grenzprovinz Pakistans der Rücken gestärkt. In Afghanistan ist ebenfalls ein amerikanisch-sowjetischer Wettlauf im Gange. Er spielt sich auf allen Gebieten ab. Verbindungen herüber und hinüber ergeben sich daraus, daß die Tadshiken in der UdSSR Stammesverwandte der Afghanen sind, und daß andererseits in Afghanistan Stammverwandte der Völker Zentralasiens leben. Man kann also gegenüber Afghanistan sowohl mit dem Zuckerbrot wirtschaftlicher Erschließung wie mit der Peitsche einer „Freien Afghanischen Bewegung“ operieren. Die Waffenlieferungen an Afghanistan waren eine Antwort auf den Beitritt Persiens zum Bagdad-Pakt. Dieser wieder war die Antwort darauf, daß Ägypten, so sehr es auch seine Übereinstimmung mit der indischen Neutralitätspolitik betont hatte, diese Neutralität durch die Annahme von Waffen der UdSSR bzw. der Tschechoslowakei praktisch verlassen hatte.

Im Mittleren Osten liegen die Dinge so viel klarer, daß wir uns kurz fassen können. Dem Bagdad-Pakt gehören heute die Türkei, Irak, England, Pakistan und Persien an. Dagegen stehen Ägypten, Saudi-Arabien und Syrien (sowie der Yemen), die sämtlich Waffen vom Ostblock erhalten. Saudi-Arabien hat zur Zeit einen Konflikt mit England um die ölreiche Oase von Buraimi, und die Wirren in dem Staate Oman hängen damit zusammen. Der Yemen hat einen Konflikt mit England um Gebiete des Protektorats von Aden. Zwei Staaten sind bis jetzt außerhalb dieses Blocksystems, der Libanon und Jordanien. Zwar hatte Jordanien unter einer neuen Regierung die Bereitschaft bekundet, dem Bagdad-Pakt beizutreten, aber die Forcierung dieser Entscheidung rächt sich jetzt. Nun hat ein Wettlauf um die Hilfe für Jordanien eingesetzt. Und Moskau reibt sich die Hände. Der Beitritt zum Bagdad-Pakt ist in weitere Ferne gerückt. Was die Dinge aber noch mehr kompliziert, ist die Tatsache, daß die beiden feindlichen arabischen Lager sich in einem Punkte eing sind: nämlich in der Gegnerschaft zu Israel. Der Irak konnte sogar die bisher traditionell pro-israelische Türkei dafür gewinnen. Diese Gemeinsamkeit gilt übrigens nicht für die arabischen Staaten Nordafrikas, wie Marokko und Tunis, die sich an dem anti-israelischen Kurs nicht beteiligen. Es war diese Einmischung im Mittleren Osten durch Moskau, die mehr als alles andere dem Westen die Augen öffnete, daß die Entspannung in Genf wieder ihr Ende erreicht hatte. So hat eine Offensive eingesetzt, die von Kairo und Damaskus über Kabul bis Rangoon, ja letztlich bis Djakarta reicht. Moskau hat sich von Europa wieder Asien zugewandt. China ist auf den Fernen Osten beschränkt. Die Explosionsgefahr ist verlagert worden. Das ist alles. Die explosive Fläche ist vergrößert. Die Unruhen in Jordanien, das Attentat auf den persischen Premier (wobei man Rechtsradikale und kommunistische Tudeh-Partei im Zusammenwirken sehen konnte), ständige Wirren in Syrien, Libanon und Irak zeigen ebenso wie die zahllosen ungelösten Probleme, von Goa und Kashmir bis Malaya, Singapore und Viet Nam, Kambodscha und Laos, daß der kalte Krieg, wenn auch an anderer Stelle, seinen Fortgang nimmt.

Im Schatten von Vargas und Perón

Gefährdete Zukunft Brasiliens und Argentinens

Der neue Bundespräsident der Vereinigten Staaten von Brasilien, Dr. Juscelino Kubitschek, ist eine ungewöhnliche Erscheinung. Ungewöhnlich für die Brasilianer ist schon allein sein Name, der mit einem Buchstaben beginnt und endet, den es im portugiesischen Alphabet überhaupt nicht gibt, dem K. Ein Name überdies, den die 60 Millionen Landsleute Kubitscheks nur mit großen Schwierigkeiten aussprechen können. Aber man hat sich geholfen. Man nennt ihn ganz einfach bei seinem Vornamen: Juscelino. Und zwar nicht nur, um einer Zungenverrenkung vorzubeugen, sondern weil dieser 53jährige Politiker schon heute bei weiten Kreisen des brasilianischen Volkes so populär ist, wie seinerzeit Getulio Vargas, dessen politischer Testamentsvollstrecker Kubitschek ist.

Diese unbestreitbare Popularität Kubitscheks erklärt auch noch einen anderen ungewöhnlichen Tatbestand. Bisher wurde Brasilien in ununterbrochener Folge von den Söhnen der „alta sociedade“, der alten portugiesisch-brasilianischen Familien der Oberschicht, regiert. Mit Kubitschek, dem Kandidaten der Arbeiter und Angestellten, zieht zum ersten Mal ein „Neu-Brasilianer“, das heißt der Sohn eines europäischen Einwanderers, in den Palacio Catete in Rio ein.

Ungewöhnlich mag auch — zumindest für uns etwas konservativer eingestellte Europäer — die Tatsache sein, daß sich dieser Staatschef der größten Republik der westlichen Welt auf öffentlichen Tanzveranstaltungen Preise holte. Oder während Wahlversammlungen unter den Beifallsstürmen des Publikums mit etwas heiserer Stimme populäre Samba's ins Mikrophon schluchzte. Sicherlich eine originelle Methode der politischen Meinungsbildung, selbst im musikalischen Brasilien. Aber auf der anderen Seite zugleich ein weiterer Grund für die Beliebtheit Kubitscheks.

Ungewöhnlich ist endlich auch der steile Aufstieg dieses schlanken, stets elegant gekleideten Mannes. Er ist ein „selfmade-man“, aber im Auftreten und Verhalten ein absoluter „cavalheiro“, ein wirklicher Herr. Sein Vater war ein armer tschechischer Schneider aus Píbram, der nach dem kleinen stauigen Städtchen Diamantina im Bergwerkstaat Minas Geraes auswanderte und dort eine hübsche Volksschullehrerin heiratete. 1902 wurde Juscelino dort geboren, ein Jahr später starb sein Vater. Nach harter Kindheit begann Kubitschek Medizin zu studieren, ohne einen Milreis in der Tasche. Tagsüber war er in der Anatomie und den Hörsälen, nachts verdiente er sich als Telegraphenbeamter sein Studium. 1929 doktorierte Kubitschek und ging anschließend nach Paris, Wien und Berlin, um sein Praktikum als Chirurg abzuleisten. Nach seiner Rückkehr aus Europa wurde Kubitschek zum Polizeiarzt von Minas Geraes ernannt.

Dann kam 1930, das Schicksalsjahr Brasiliens. An der Spitze einer Gauch-Armee aus den rebellierenden Südstaaten zog Getulio Vargas in Rio ein. Die traditionelle Herrschaft der Kaffeeplanzer-Aristokratie São Paulos, die bisher Brasiliens Schicksal selbstherrlich bestimmt hatte, war damit beendet. An ihre Stelle trat eine Regierung, die mit ihren Sozialreformen die Folgen von vier Jahrhunderten Sklavenwirtschaft und Feudalherrschaft auslöschen wollte. Eine Regierung, die mit fast hektischer Energie die Erschließung und Industrialisierung des Landes vorantrieb und den Kampf gegen das Analphabetentum und die Seuchen aufnahm.

An diesem Wendepunkt der brasilianischen Geschichte trat Kubitschek in die Politik ein. Als Gefolgsmann von Getulio Vargas, der sich allerdings stets seine eigene, unabhängige Meinung bewahrte, wurde der junge, energische Arzt 1934 in das Bundesparlament gewählt, 1937 zum Bürgermeister der Hauptstadt von Minas Geraes, Belo Horizonte, und 1950 zum Staatsgouverneur. In diesen Jahren legte Kubitschek den Grundstein für seine heutige Popularität. Das zuvor in seiner wirtschaftlichen Entwicklung gegenüber den Küstenstaaten zurückgebliebene Bundesland nahm während seiner Amtszeit einen erstaunlichen Aufschwung. Kubitschek ließ Straßen, Kraftwerke, Kühlhäuser und Schulen bauen. Europäische Einwanderer kamen zu Tausenden nach Minas Geraes, und ausländische Industrieunternehmen errichteten Zweigbetriebe. Aus dem Bürgermeister mit dem unaussprechlichen Namen wurde Brasiliens Juscelino.

Als im vergangenen Jahr die Sozialdemokraten und die von Vargas gegründete Arbeiterpartei Kubitschek als ihren Präsidentschaftskandidaten aufstellten, schien sein Wahlsieg von vornherein gesichert. Und Kubitschek machte auch das Rennen mit der beachtlichen Mehrheit von fast einer halben Million Stimmen. Er hätte wahrscheinlich noch mit einer wesentlich größeren Mehrheit in den Palacio Catete einziehen können, wenn nicht die Arbeiterpartei als Kandidaten für den Vizepräsidenten ausgerechnet Joao Goulart aufgestellt hätte, Vargas' ehemaligen Arbeitsminister und wegen seiner linksextremistischen Neigungen das „schwarze Schaf“ der brasilianischen Politik. „Jango“ — wie der Volksmund diesen 37jährigen, ehrgeizigen Politiker nennt — wird beschuldigt, daß er der verbotenen kommunistischen Partei die Wiederezulassung und die Anerkennung Rot-Chinas versprochen habe, falls sie ihre etwa 300 000 Stimmen für ihn und Kubitschek abgeben würde. Und die Kommunisten gaben ihre Stimme für Kubitschek und Goulart ab!

Dies ist die Wurzel des gegenwärtigen innenpolitischen Konfliktes in Brasilien. Die Opposition der konservativen Kreise, der Kaffeeplanzer, Industriellen und zahlreicher führender Militärs richtet sich weniger gegen Kubitschek, dem selbst seine Gegner bestätigen, daß er ein hervorragender Verwaltungsmann und Wirtschaftsmanager ist, als vor allem gegen Goulart. Kubitschek hat sich zwar in den letzten Wochen energisch von der von ihm nicht gewünschten Unterstützung der Kommunisten distanziert und das Fortbestehen des Verbotes zugesichert — aber das Mißtrauen gegen Goulart blieb. Ihm galten auch in erster Linie die Umsturzversuche der Vargas-Gegner, die von der Armee unterdrückt wurden und zur Proklamation des Belagerungszustandes führten.

Die Armee hat sich hinter Kubitschek gestellt. Nicht etwa, weil sie seine politischen Überzeugungen billigt, sondern weil er für sie der verfassungsmäßige Staatspräsident ist. So paradox es auch für europäische Ohren klingen mag: der Putsch der brasilianischen Armee hatte nicht eine Machtergreifung der Militärs zum Ziel, sondern den Schutz der Bundesverfassung und des Rechtes. Aber ist es nicht auch möglich, daß die Armee eines Tages sich wieder erheben wird, um Brasilien vor Goularts Linkspolitik und der Korruption eines Teiles der mit ihm verbündeten Vargas-Anhänger zu schützen? Das ist die Gefahr, die den politischen Horizont von Brasilien heute verdunkelt.

Dazu kommen die äußerst schwierigen wirtschaftlichen Probleme. Die von der Regierung Vargas angeordneten 100prozentigen Lohnerhöhungen haben der schon zuvor herrschenden rasanten Inflation einen neuerlichen Auftrieb verliehen, der bis jetzt nicht abgefangen werden konnte. Hand in Hand mit dem Währungszерfall ging eine Teuerungswelle, die Brasiliens Sozialgefüge zu sprengen droht. Allein in den letzten fünf Jahren stiegen die Preise um über 500 %. Auch der Außenhandel ist zurückgegangen und hat damit zu einem Anwachsen der Auslandsverschuldung geführt. In den Lagerhäusern von Santos ruhen dreieinhalb Millionen Sack Kaffee, die nicht verkauft werden konnten. Der Cruzeiro — Brasiliens Währung — ist während der letzten fünf Jahre von 18 Cruzeiros für einen Dollar auf 80 abgesunken!

Das ist die Situation. Sie ist nicht gerade schön — aber auch nicht verzweifelt. Der Chirurg Kubitschek hat mit wohlthuender Nüchternheit die Therapie für den Patienten Brasilien so formuliert: mehr Straßen, mehr Kraftwerke und eine größere Lebensmittelproduktion — aber keine weiteren Lohnerhöhungen, die den Währungszерfall nur noch beschleunigen würden. Es spricht für die staatsbürgerliche Reife der brasilianischen Wähler, daß sie für dieses unbequeme Programm stimmten.

Auf der anderen Seite hat Kubitschek damit in der Tat die Schicksalsprobleme Brasiliens angesprochen. Denn dieses riesige Land von der Größe ganz Europas ohne Spanien verfügt nur über etwa 1200 Kilometer asphaltierte Fernstraßen und über weniger Eisenbahnen als die beispielsweise 34mal kleinere Bundesrepublik! Das bedeutet: Brasilien, seiner flächenmäßigen Größe nach ein Kontinent, ist in Wirklichkeit durch das Fehlen von Verkehrswegen und durch die schwer zu überwindenden natürlichen Hindernisse eine riesige Inselgruppe. Es ist der größte Archipel der Erde. Denn zwischen den einzelnen Landesteilen besteht auf dem Landweg praktisch keine Verbindung. Nur im Flugzeug oder mit einem Schiff kann beispielsweise ein Bewohner des Bundesstaates Amazonas nach der Hauptstadt gelangen. Und Gleiches gilt für die meisten anderen Regionen des Landes, denn in vier Fünfteln Brasiliens gibt es z. B. überhaupt keine Eisenbahn.

Hierin liegt die Erklärung für die für einen Europäer schwer verständliche Tatsache, daß nur ein Teil der überaus reichen Maisernte des Staates Paraná, oder der ebenfalls guten Reisernte im Mato Grosso oder Goiaz auf den Markt gelangen kann. Daß Weizen aus Rio Grande do Sul oder Santa Catarina dem Käufer in Rio teurer zu stehen kommt als eingeführter argentinischer Weizen! Oder daß der brasilianische Importeur Jute aus Malaya viel billiger einkaufen kann als einheimische Jute!

Brasilien kommt ganz einfach an seine natürlichen Reichtümer nicht heran. Hinter dem schmalen, bereits erschlossenen Küstengürtel harren etwa sieben Millionen Quadratkilometer fruchtbarer Prärie, Urwald oder Steppe ihrer Nutzung durch den Menschen. Sie könnten nach Gutachten von Experten der Vereinten Nationen eine Milliarde Menschen ernähren. Nahezu unerschöpfliche Rostoffreserven können hier noch ausgebeutet werden: zum Beispiel im Staate Minas Geraes die wahrscheinlich größten Eisenerzvorkommen der Welt. Allein im dortigen Bezirk Itabira liegen nach vorsichtigen Schätzungen 13 Milliarden Tonnen hochwertiger Eisenerze, die qualitativ die schwedischen Erze übertreffen und zum großen Teil sogar im Tagebau gefördert werden könnten. Aber man kommt nicht heran...

Und das Gleiche gilt für zahlreiche andere wertvolle Rohstoffe, für Mangan (allein im Staate Mato Grosso 17 Millionen Tonnen!), Nickel, Gold, Chrom, Aluminium, Magnesium, Erdöl, Kautschuk, Edelsteine und Edelhölzer — um nur einige zu nennen. Ebenso unerschlossen wie die Rohstoffe sind die fast unerschöpflichen Wasserkräfte Brasiliens, die es wegen des Fehlens von Kohle für seine Industrie unbedingt braucht. Allein die acht größten brasilianischen Wasserfälle besitzen ein Potential von über zwanzig Millionen PS. Aber sie können bis heute nicht genützt werden.

Das Fehlen der Verkehrswege verschuldet auch den jährlichen Verlust von Tausenden von Quadratkilometern einst fruchtbaren Bodens, die aufgegeben werden müssen, weil das Heranschaffen von Düngemitteln unmöglich ist und die ausgepowerte Erde nach 20 oder 30 Jahren keinen Ertrag mehr hergibt. Unabsehbar sind die riesigen Steppengebiete im Küstengürtel von Brasilien. Einst war es fruchtbares Kaffeeland. Heute ist es eine öde Steppe, die von der Erosion bedroht ist. Die Menschen haben diesen Boden verlassen und sind weiter nach Westen gezogen. Mit Feuer und Äxten haben sie dem Urwald neues Land abgewonnen — das sich in wenigen Jahrzehnten ebenfalls in Steppe verwandeln wird, wenn sich nicht die Verkehrsverhältnisse ändern sollten.

Brasilien ist überdies ein Raum ohne Volk. Würde man die brasilianische Bevölkerungsdichte auf Deutschland umrechnen, so würde unser Land statt seinen 70 Millionen Menschen nur 1,6 Millionen zählen. Und diese 1,6 Millionen würden in dem engen Küstengürtel zwischen Emden und Hamburg zusammengedrängt leben. Hier wären dann die einzigen Eisenbahnen und asphaltierten Straßen Deutschlands, hier stünde die gesamte Industrie, hier wären die großen Städte. Das übrige Norddeutschland, sowie Mittel- und Süddeutschland wären nahezu unbevölkert und nur im Flugzeug zu erreichen. Ein Land wie Bayern beispielsweise würde etwa 50 000 Einwohner zählen und wäre damit — wenn man es etwa mit dem Bundesstaat Mato Grosso vergleicht — noch ziemlich dicht besiedelt.

Diese Verhältnisse sind für uns Europäer nahezu unvorstellbar. Aber das ist die Situation Brasiliens. Dazu kommt, daß die Landwirtschaft im Landesinnern mit den primitivsten Mitteln betrieben wird. 77 Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe kennen nur Hacke und Spaten. Ihre Erzeugnisse gelangen nicht auf den Markt, da Straßen fehlen. Der Lebensstandard der Landarbeiter ist außerordentlich tief. Die Großstädte müssen hingegen mit ausländischen Lebensmitteln versorgt werden, die Brasilien jedes Jahr viele Millionen Dollars

kosten. Was ein peruanischer Präsident einst über sein Land sagte, gilt auch für Brasilien: es ist ein Bettler auf goldenem Thron.

Der politische Arzt Kubitschek will nun nicht die einzelnen Symptome der Wachstumskrise Brasiliens mit tropfenweise eingenommenen Stärkungsmitteln bekämpfen — auch wenn diese Methode billiger und, kurzfristig gesehen, populärer wäre, weil sie raschere Erfolge zeitigen würde. Kubitschek will vielmehr die Krankheit an ihrer Wurzel packen. Er will den gesamten Staatskörper Brasiliens durch eine grundlegende Kur ein für alle Mal heilen. Und bei der Erreichung dieses ehrgeizigen Zieles steht ihm weniger die Opposition seiner politischen Gegner im Wege als vielmehr die Trägheit seiner Landsleute, die jede grundlegende und daher unangenehme Entscheidung am liebsten auf ein fernes Morgen vertagen würden.

Vor einem ähnlichen psychologischen Problem steht der gegenwärtige Staatschef Argentiniens, Generalmajor Pedro Aramburu. Während Kubitschek sein Amt im Schatten von Getulio Vargas angetreten hat, stehen Aramburus Bemühungen zur Gesundung Argentiniens im Schatten des gestürzten Diktators Juan Perón und der katastrophalen wirtschaftlichen Auswirkungen seines zehnjährigen Regimes. Aber eben diese katastrophalen Folgen des perónistischen Regimes will ein großer Teil des argentinischen Volkes nicht wahrhaben. Es schreckt vor der gemeinsamen Kraftanstrengung aller Bevölkerungsschichten zurück, die zur Überwindung des totalen Bankrotts notwendig wäre, und klagt nun Aramburu an, daß er die bittere Medizin beim Namen genannt hat: nämlich Austerität.

Die Opposition gegen Aramburu kommt in erster Linie von Seiten der Arbeiterschaft, jener Bevölkerungsschicht also, die das perónistische Regime getragen hatte und die von ihm am meisten profitierte — wenn man mal von den perónistischen Funktionären absieht. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß Perón viele seit langem überfällige Sozialreformen vorgenommen hat. Er hat die Schuldbefreiung der Landarbeiter durchgeführt und die Lebensverhältnisse der städtischen Arbeitnehmer wesentlich verbessert. Unter seinem Regime wurde eine Sozialversicherung geschaffen, sowie Krankenkassen, Arbeiterkinderheime, gesetzliche Mindestlöhne, gesetzlich geregelte Arbeitszeiten oder billige Arbeitersiedlungen — und vieles andere mehr, was die vorhergehenden Regierungen versäumt hatten.

Natürlich war die Arbeiterschaft glücklich, und natürlich war sie auf der Seite des Diktators und seiner wie eine Märchenfee auftretenden blonden Frau, die ja selbst aus einfachsten Verhältnissen kam. Unter ihrer Führung entwickelte sich der Gewerkschaftsbund CGT zum mächtigsten Faktor der argentinischen Innenpolitik, zum Staate im Staat, mit sechs Millionen Mitgliedern bei einer Gesamtbevölkerung von knapp 18 Millionen. Und auch die perónistische Partei mit ihren nach faschistischem Vorbild aufgebauten Nebenorganisationen zählte über drei Millionen Mitglieder.

Auch große Teile der Streitkräfte waren auf der Seite Peróns, denn aufgrund des jahrelang herrschenden „internen Kriegszustandes“ erhielten sie neben zahlreichen anderen materiellen Vergünstigungen doppelten Sold. Und Presse und Rundfunk unterstanden der rigiden Zensur eines 1 400 Angestellte zählenden Propagandaministeriums, wie es Goebbels nicht besser hätte auf-

bauen können. Oppositionelle Politiker machte man in den Zuchthäusern mundtot. Die Zeitungen der kleinen demokratischen Nachbarrepublik Uruguay wurden nicht hereingelassen und die uruguayischen Radiostationen mit Störsendern blockiert. Wie gut hatte Perón von seinen Vorbildern Mussolini und Hitler gelernt!

So war niemand da, um dem argentinischen Arbeiter auseinanderzusetzen, mit welchen Geldern die perónistischen Sozialreformen durchgeführt wurden. Er wußte nicht, daß sie aus widerrechtlichen Beschlagnahmungen und Enteignungen stammten, aus Erpressungsmanövern gegenüber in- und ausländischen Firmen, oder aus dem Abbau der früheren anderthalb Milliarden Dollar betragenden Außenhandelsguthaben. Er wußte nicht, daß er seinen höheren Lebensstandard mit einer Außenhandelsschuld von 15 Milliarden Pesos und einer Inlandsschuld von 70 Milliarden Pesos bezahlte — oder einer Inflation von über 500 Prozent während der zehn Jahre perónistischer Herrschaft.

Der argentinische Arbeiter wußte ferner nicht, daß im gleichen Zeitraum die Produktion nur um kümmerliche dreieinhalb Prozent stieg. Daß die Getreideausfuhren auf die Hälfte ihrer normalen Höhe herabsanken und daß die Weizenanbaufläche von den vor-perónistischen achteinhalb Millionen Hektar auf knappe vier Millionen zurückgegangen war, weil die Großgrundbesitzer die ihnen zugemuteten überhöhten Sozialleistungen nicht mehr tragen konnten. Oder daß der Peso in seiner Lohntüte, einst eine der stabilsten Währungen Lateinamerikas, am freien Geldmarkt immer mehr an Wert verlor, und allein im letzten Jahr von 18 Pesos für einen Dollar auf 32 herabsank.

Das alles wußte der argentinische Arbeiter nicht. Heute wird es ihm nun mit nüchternen Worten von seiner Regierung mitgeteilt, zugleich mit dem Rezept für die Gesundung: nämlich Beschränkung der Einfuhren, Erhöhung der Produktion und Abbau der Sozialleistungen auf ein für den Arbeitgeber tragbares Maß. Aber hier will der Arbeiter nicht mehr mittun. Für ihn zählt die Lohntüte — und wenn sie unter Perón dicker war, so war Perón der bessere Regent, Staatsbankrott hin und her.

Hierin liegt die Tragik der Bemühungen der Regierung Aramburu. Je mehr sie an die Liquidation des perónistischen Erbes geht, desto mehr wird sie mit den Arbeitern und Gewerkschaften in Konflikt geraten. Die Wirtschaftskrise, von Perón heraufbeschworen, richtet sich nicht gegen den Ex-Diktator — sondern arbeitet für ihn und seine Anhänger, die durch Streiks, Komplotte und Unterwanderung der politischen Parteien ihre Rückkehr an die Macht betreiben.

Erschwerend fällt die Uneinigkeit der Gegner Peróns ins Gewicht. Sie konnten schon während der Herrschaft des Diktators keine gemeinsame Front bilden. Und heute, im Schutze der Freiheit, zerfallen sie in immer mehr kleine Grüppchen, die sich gegenseitig heftig befehden. Ob es sich nun um die Konservativen, die Radikalen oder die Sozialdemokraten handelt: ihnen allen fehlt politisches Verantwortungsbewußtsein, ihnen allen fehlen Ideen und Persönlichkeiten.

Eine Ausnahme bildet die kürzlich gegründete Christlich-Demokratische Partei, eine klerikal eingestellte katholische Volkspartei, die aus der „Katholischen Aktion“ hervorgegangen ist. Sie verfügt über ein relativ klares Pro-

gramm, sie besitzt politisch talentierte Persönlichkeiten und findet bei breiten Bevölkerungsschichten Anklang. Aber auch sie ist vorerst nur eine Hoffnung und noch keine politische Realität, noch kein ins Gewicht fallender Machtfaktor.

Aus dieser Situation heraus ist es verständlich, daß auch von demokratischen Kreisen in Argentinien die baldige Abhaltung freier Wahlen — trotz des formellen Verbotes der perónistischen Partei — als verfrüht angesehen wird. In den selben Kreisen befürwortet man eine weitere Verlängerung der Amtszeit des gegenwärtigen, durchaus liberalen Militärregimes, zumindest bis zu dem Zeitpunkt, an dem das Erbe Peróns einigermaßen liquidiert worden ist. Dieser Wunsch gewinnt umso mehr an Dringlichkeit, als sich in der derzeit wachsenden nationalistischen Opposition gegen Aramburu in steigendem Maße einst führende Perónisten einschalten, die hier die legale Plattform zur Fortsetzung ihres Kampfes gegen die Regierung gefunden haben.

Und wo stehen die Streitkräfte, der in Lateinamerika seit jeher wichtigste innenpolitische Faktor? Am meisten kann sich Aramburu zweifelsohne auf Marine und Luftwaffe verlassen, da in diesen beiden Waffengattungen das Offizierskorps konservativer eingestellt ist als in der Armee und in erster Linie aus der argentinischen Oberschicht stammt, die den Perónismus nahezu ausnahmslos ablehnt. Das Heer ist nicht so zuverlässig. In ihm zeichnen sich starke pro-perónistische Strömungen ab, da viele Offiziere, die dem gestürzten Diktator ihre Karriere verdanken, heute abseitsstehen. Immerhin darf Aramburu heute noch damit rechnen, daß auch die Mehrheit der Armee loyal hinter ihm steht. Aber würde sie auch dann loyal zu ihm stehen, wenn es zu einem pro-perónistischen Putsch käme, der Aussicht auf Erfolg besäße?

Argentinien befindet sich somit noch immer in einer schweren Krise, deren Ausgang ungewiß ist. Maßgeblich wird das Gelingen der Bemühungen Aramburus davon abhängen, in welchem Ausmaße er bei den anderen Ländern der freien Welt — vor allem den Vereinigten Staaten — wirtschaftliche Unterstützung finden wird. Und Unterstützung verdient dieser General, dessen ehrliches patriotisches Anliegen die Wiederherstellung von Freiheit und Recht in einem Lande ist, das durch eine zehnjährige Diktatur zugrunde gerichtet und moralisch korrumpiert wurde.

Sonntag, 21. Mai 1933

... Gefährlich das ewige Herumreiten auf dem Begriffe Volk. Wer entscheidet, was es sei? Wer weiß genau, was es will? Wer kennt bestimmt sein Heil? Ist das Ganze am Ende nicht doch die Ausprägung und Aufzwingung des Willens Einzelner? Ganz gefährlich wird derlei Unduldsamkeit für die Kunst!...

Aus den Tagebüchern Oskar Loerkes 1903 — 1939, die Hermann Kasack herausgegeben hat. Wir werden dieses außerordentliche Buch in einer der nächsten Ausgaben würdigen. (Fünfte Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg.)

Zehn Jahre FDJ

Es war wenige Wochen nach dem Zusammenbruch von 1945, als auf dem sowjetischen Flugplatz Berlin-Johannisthal eine Maschine der Roten Luftflotte landete. Ihr entstieg, neben einigen anderen mit ganz bestimmtem Auftrag frisch aus Moskau importierten deutschen Kommunisten, Richard Gyptner, ehemaliger Reichsvorsitzender des Kommunistischen Jugendverbandes vor 1933. Auch er trug wohlverwahrt in seiner Aktentasche detaillierte Pläne, die man in der Zentrale des Weltkommunismus für die Eroberung Deutschlands ausgearbeitet hatte. Bald traf sich Gyptner dann mit Walter Ulbricht und dem sowjetischen Obersten Iwanow, der dem ZK der KPD als Beobachter des sowjetischen Jugendverbandes Komsomol beigegeben war. In diesen Besprechungen wurde die FDJ geboren. Die SMA legte ihr großzügig ein Patengeschenk von 11 Millionen Reichsmark in die Wiege. Damit sollte das zunächst schamhaft verschwiegene illegitime Kind Moskaus erst einmal hochgepöppelt werden, ehe man zur Taufe schritt. Gyptner war der für diese Aufgabe vorgesehene Mann.

Er organisierte die Bildung sogenannter „Antifaschistischer Jugendausschüsse“. Bald bestanden solche in allen Gemeinden der sowjetischen Besatzungszone und waren, welch Zufall, ausgerechnet zu 80 Prozent mit Kommunisten besetzt. Nicht allein, daß sie sämtliche noch vorhandenen Einrichtungen der HJ zur Verfügung gestellt bekamen — die verantwortlichen sowjetischen Dienststellen sorgten auch noch für laufende finanzielle Zuwendungen seitens der örtlichen Verwaltungen. Damit von all diesen Mitteln aber auch der rechte Gebrauch gemacht wurde, hielt Genosse Gyptner, selbst immer schön im Hintergrund bleibend, alle Fäden fest in der Hand. An diesen Fäden hingen auch die Mitglieder eines Organisationskomitees, das die Arbeit der einzelnen Ausschüsse in der gewünschten Weise koordinierte.

Die in ihm vereinigten bewährten Kommunisten hatten auch die Aufgabe, für den 2. Dezember 1945 eine erste Delegiertenkonferenz der Antifaschistischen Jugendausschüsse nach Berlin einzuberufen. Dabei wurde zum ersten Male öffentlich die Bildung einer einheitlichen demokratischen Jugendorganisation verlangt. Befehlsgemäß wurde diese Forderung überall aufgegriffen, und die Regie funktionierte so gut, daß auch noch alle den gleichen Namen für die neu zu gründende Organisation vorschlugen. Man brauchte also nur noch einen Antrag auf Genehmigung der geplanten Vereinigung einzureichen. In Karlshorst wurde zufrieden ein „Genehmigt“ darunter gesetzt. Richard Gyptner — heute Pankows Botschafter in Peking — hatte seinen Auftrag erfüllt. Am 7. März 1946 konnte die Taufe stattfinden. „Spontan“ fanden sich in den Landeshauptstädten der Sowjetzone, in Potsdam, Schwerin, Dresden, Halle und Weimar, Jugendliche zu den von den Jugendausschüssen schon lange vorbereiteten Gründungsversammlungen zusammen. Die Freie Deutsche Jugend betrat die politische Bühne Nachkriegsdeutschlands.

Zweifellos war der Masse ihrer Mitglieder, deren Zahl bald stetig wuchs,

nicht bewußt, für wessen Ziele sie mißbraucht wurde. Zwar waren auf den sogenannten Jugendparlamenten der FDJ stets die Vorsitzenden der SED anwesend und hielten programmatische Reden, aber immer wieder wurde die Überparteilichkeit der Organisation betont, und die verkündeten Ziele und Grundsätze mußten auch durchaus annehmbar erscheinen. „Wir wollen die Gewinnung der deutschen Jugend für die großen Ideale der Freiheit, der Humanität, einer kämpferischen Demokratie, des Völkerfriedens und der Völkerfreundschaft!“ hieß es auf dem I. Parlament der FDJ Pfingsten 1946 in Brandenburg. Und ein Jahr später erklärte Grotewohl auf dem II. Parlament in Meissen: „Ihr müßt vor allen Dingen wissen, daß nicht der Lärm der Fanfaren und Trommeln, der nur hohl in den Ohren klingt, der Jugend eine Zukunft zu vermitteln vermag, sondern ihr müßt wissen, daß ihr die Jugend zu leiten habt, in jene Stille und Besinnung, in der große Gedanken und echte Menschlichkeit und wahre Werte wachsen können.“

Wer von den Jugendlichen, die glaubten, jetzt die Möglichkeit zu haben, beim Aufbau eines besseren Deutschland mitzuhelfen, konnte auch nur ahnen, daß all die schönen Worte nur einer geschickten Tarnung dienten. Diese Tarnung war damals das wichtigste taktische Mittel der Kommunisten zur allmählichen Machtübernahme in der Sowjetzone. All dies hatten die Strategen der Weltrevolution ja längst festgelegt, aber deren Pläne waren dem einfachen FDJler von 1946, der damals ja auch weder an Blauhemden noch an Trommeln und Fanfaren dachte, ebenso unbekannt wie die Tatsache, daß die Wurzeln seiner Organisation bis ins Jahr 1936, ja eigentlich 1935 zurückreichten.

Damals hielt die Komintern ihren VII. Kongreß in Moskau ab, auf dem beschlossen wurde, sich künftig zur Eroberung der nichtkommunistischen Länder überparteilich getarnter Vereinigungen zu bedienen. Willi Münzenberg, der später vom NKWD ermordete damalige Leiter der Abteilung Agitprop der Komintern für Deutschland und Westeuropa, erhielt die Aufgabe übertragen, solche Organisationen ins Leben zu rufen. Zu diesen Gründungen gehörte 1936 auch die Freie Deutsche Jugend. Ihre Tätigkeit in der Emigration — die stärkste Gruppe bestand in England — bewegte sich in rein antifaschistischen Bahnen und ließ noch weniger von ihrem wahren Charakter erkennen, als dies bei Übernahme ihrer eigentlichen Aufgabe in Deutschland 1946 der Fall war.

Lange konnten jedoch die eigentlichen Ziele der FDJ nicht verborgen bleiben. Die große Wende trat im Juli 1948 ein, als der Zentralrat der FDJ eine „Verstärkung der ideologischen Arbeit“ beschloß. Nicht zufällig fiel dieser Beschluß zeitlich mit der Entschließung der SED zusammen, sich zur „Partei neuen Typs“ zu entwickeln. Das III. Jugendparlament Pfingsten 1949 in Leipzig beilegte sich dann auch, die FDJ in eine Staatsjugend umzuwandeln. Man stellte fest, daß verschiedene vom I. Parlament verkündete Grundsätze „nicht mehr der fortgeschrittenen Entwicklung entsprachen“ und strich sie aus dem Programm. Aus war es mit „Freiheit und Humanismus“, und an ihre Stelle trat der Marxismus-Leninismus. Überparteilichkeit wurde nur noch gelegentlich als Aushängeschild benutzt, aber immer häufiger war von der „SED als unserem Lehrer und Helfer“ die Rede. Freiwilligkeit wurde durch Zwang ersetzt, und bald marschierte die Jugend der Sowjetzone wieder mit Trom-

meln und Fanfaren hinter Fahnen her — nur daß sie jetzt blaue statt braune Hemden trug. Als Folge dieser Entwicklung schieden nach und nach alle nichtkommunistischen Mitglieder aus dem Zentralrat aus, und bald waren die Genossen der SED im Führungsgremium der FDJ unter sich.

Pfingsten 1952 konnte der 1. Vorsitzende der FDJ Erich Honecker auf dem IV. Parlament in Leipzig schließlich offen erklären: „In dieser Situation fällt unserer FDJ die ehrenvolle Aufgabe zu, sich als treuer Helfer und als zuverlässige Kampfesreserve der Partei der Arbeiterklasse zu bewähren und die Regierung der DDR vorbehaltlos in der Durchführung aller Maßnahmen zu unterstützen.“ Diese Unterstützung bestand zum damaligen Zeitpunkt in der Übernahme der Patenschaft für die KVP. Während die FDJ in der Bundesrepublik mit allen Mitteln eine Kampagne gegen die Remilitarisierung führte, marschierte sie in Leipzig mit Gewehren an Wilhelm Pieck vorbei und sang: „Tapfer lacht die Junge Garde, wacht die Junge Garde, wird nicht fragen — schlagen wird sie ihre Feinde, wagen sie und greifen an. Hurra!“

Jetzt sollte die Jugend also die Waffen in die Hand nehmen für den Staat, der alles versuchte, sie an sich zu binden. Die Kommunisten handelten dabei nach dem schon von ihren totalitären Vorgängern befolgten Grundsatz „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft!“ So räumten sie der Jugend überall großen Einfluß ein. Sie übertrugen Jugendlichen, die sie als zuverlässig in ihrem Sinne ansahen, Verantwortung im Staatsapparat, in der Schule und den verschiedenen Organisationen. Junge Abgeordnete zogen in die „Parlamente“ ein, das Wahlalter wurde ebenso wie die Volljährigkeit auf 18 Jahre herabgesetzt, über 92 000 Jugendliche sind heute Träger staatlicher Auszeichnungen. Alljährlich verabschiedet der Ministerrat der „DDR“ ein „Gesetz zur Förderung der Jugend“, das hohe Geldzuwendungen für die schulische und berufliche Ausbildung der Jugendlichen sowie ihre Freizeitgestaltung in Klubhäusern, bei Sport und Wanderungen vorsieht.

Der Preis dafür besteht in bedingungslosem Einsatz für das System. Dazu war aber ein großer Teil der Jugend nicht bereit. Diese Jugendlichen hatten zwar nie eine andere Staatsform als die der Diktatur kennengelernt, sie waren jahrelang dem Trommelfeuer kommunistischer Propaganda ausgesetzt und umworden worden, sie kannten das Leben im Westen meist nur in der verzerrten Darstellung der sowjetzonalen Agitation, aber sie hatten sich doch ein gewisses kritisches Empfinden und einen Drang zur Freiheit bewahrt. Das zeigte deutlich der 17. Juni 1953, als große Teile der Jugend auf Seiten der Demonstranten zu finden waren. Noch am 13. Januar 1954 erklärte Karl Schirdewan, Mitglied des Politbüros der SED: „Es gibt einen nicht unbeträchtlichen Teil der Jugend, der unserer Entwicklung abwartend, fremd, ja oft feindselig gegenübersteht.“

Diese versuchte man zu ändern, indem nach dem 17. Juni, entsprechend den Tendenzen des von der Regierung verkündeten neuen Kurses, der „Entfaltung eines frohen Jugendlebens“ größere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Aber es blieb bei halben Maßnahmen, und die erwünschte politische Aktivierung der Jugendlichen war dadurch auch nicht zu erreichen. Sie besuchten zwar von der FDJ veranstaltete Tanzabende, blieben aber den Zirkeln des der ideologischen Erziehung dienenden FDJ-Schuljahres fern. Die neugegründeten Interessengemeinschaften, in denen den Mitgliedern Gelegenheit gege-

ben wurde, ihren persönlichen Liebhabereien nachzugehen, machten sich organisatorisch ziemlich selbständig und entzogen sich so weitgehend der politischen Beeinflussung durch die Funktionäre.

Bald aber trat die „patriotische Erziehung“ in den Vordergrund der FDJ-Arbeit. Unter diesem neuen Schlagwort verstand man vor allem die Gewinnung der Jugend für die vormilitärische Ausbildung, wie sie von der Gesellschaft für Sport und Technik durchgeführt wird, und für den Dienst in der KVP. Was eine umfassende Wehrpropaganda dabei nicht erreichen konnte, taten Druck und Zwang. Im Zeichen dieser Militarisierung stand auch das V. Parlament der FDJ Pfingsten 1955 in Erfurt. Das dort neu angenommene Statut machte jetzt den Mitgliedern die vormilitärische Ausbildung zur Pflicht und verlangte offiziell die Unterstützung der Beschlüsse von SED und Regierung. Zum ersten Mal seit Gründung der FDJ fand auch ein Wechsel in der Führung statt. Der 43jährige Erich Honecker wurde als 1. Sekretär — wie der Vorsitzende jetzt nach SED-Vorbild heißt — durch Karl Namokel ersetzt, einen bisher nicht hervorgetretenen 28jährigen SED-Funktionär. Dieser sollte nun den immer wieder geforderten „Umschwung in der Verbandsarbeit“ herbeiführen, wodurch man die Jugendlichen endlich für den SED-Staat zu gewinnen hoffte.

Wie wenig dies bisher gelungen war, zeigte sich gerade im Laufe des Jahres 1955. Mit den zunehmend schwindenden Aussichten auf eine baldige deutsche Wiedervereinigung verstärkte sich auch die Resignation unter den Jugendlichen. Die Propaganda für ihre „Errungenschaften in der DDR“, deren Fortbestand bei einer „mechanischen“ Wiedervereinigung durch freie Wahlen als gefährdet hingestellt wurde, hatte nur geringen Erfolg und konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die jahrelang von dem Regime als oberstes Ziel seiner Politik proklamierte Einheit im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht in seinem Interesse lag. Die These von der „DDR“ als deutschem Kernstaat, dem die Zukunft gehöre und für dessen Verteidigung die Jugend einsatzbereit sein müsse, fand bei der Mehrzahl der Jugendlichen ebenfalls wenig Anklang. Ein alarmierendes Zeichen für die Funktionäre war die steigende Fluchtbewegung Jugendlicher nach dem Westen. Es verhalf ihnen zu der Einsicht, daß an den bisher angewandten Methoden der FDJ-Arbeit etwas falsch gewesen sein müsse.

Die SED gab den Anstoß zu einer Änderung. Vor dem 25. Plenum des ZK der Partei, das Ende Oktober 1955 einberufen wurde, mußte der Sekretär des ZK Albert Norden den Bankrott von fast zehn Jahren FDJ-Arbeit eingestehen: „Heute gewinnt man nicht selten den Eindruck, als ob es auf der einen Seite die FDJ und auf der anderen Seite die Jugend gibt...“ Den Weg aus dieser Isolation sollten jugendgemäßere Formen des FDJ-Lebens weisen. Norden riet den Funktionären des Verbandes, den Jugendlichen weniger als Politiker, sondern mehr als Kameraden gegenüberzutreten. Die politische Erziehung müsse mit den Interessen der Jugendlichen verknüpft werden, verlangte er.

Die FDJ bemüht sich seitdem, diesen Forderungen auch in der Praxis zu entsprechen. Sie beschloß Maßnahmen gegen die immer stärker gewordene Verbürokratisierung ihres Funktionärapparates. Das neue Studienjahr sieht

erstmalig neben politischen Vortragsthemen auch eine ganze Reihe von unpolitischen vor, durch die Jugendliche angelockt werden sollen. Als Beispiele seien genannt: „Wie alt muß man sein, wenn man heiraten will? — Seit wann besingt man die Liebe? — Wer ist der populärste Sportler? — Welche Frisur ist modern? — Warum glauben wir nicht an den Klapperstorch?“ In den Jugendklubhäusern werden Tanzabende, Modenschauen, Rätselveranstaltungen und Kochkurse durchgeführt. Den Funktionären wird zur Pflicht gemacht, auch die Sonntage unter der Jugend zu verbringen und an diesen Tagen Wanderungen, Geländespiele und andere gemeinsame Veranstaltungen zu organisieren. Sie sollen in den Betrieben am Arbeitsplatz mit den Jugendlichen diskutieren und helfen, die „sozialistische Arbeitsmoral“ zu stärken. Besondere Aufmerksamkeit wird der Arbeit auf dem Lande gewidmet, wo der Einfluß der FDJ am geringsten ist.

Auch die Gestaltung der Tageszeitung der FDJ „Junge Welt“ ist wesentlich aufgelockert und den echten Interessen der Jugend angepaßt worden. Man diskutiert Themen wie „Probleme junger Ehen“, „Du und Deine Eltern“, veranstaltet Umfragen nach den beliebtesten Tanzkapellen und Schlagersängern und gibt Mode- und Kosmetikratschläge. Die Redaktion führt öffentliche Jugendforen unter dem Motto „Auf jede Frage ein Antwort“ durch. Natürlich ist all dies mit einer geschickten politischen Infiltration verbunden. Bei gleichzeitiger Hetze gegen den Westen ist das Ziel, den Jugendlichen die „DDR“ als ihren verteidigungswerten Staat erscheinen zu lassen.

Über weitere Möglichkeiten, dieses Ziel zu erreichen, beriet erst kürzlich der Zentralrat auf seiner 2. Tagung am 4. und 5. Februar 1956. Das Ergebnis der Überlegungen der Funktionäre war ein Aufruf „An Euch alle, die Ihr jung seid!“ Adressaten sollten also nicht nur die Mitglieder der FDJ sein, sondern auch die vielen unorganisierten Jugendlichen. Darin besteht auch das Neue der in dem Dokument unterbreiteten Vorschläge. Die Funktionäre hätten bisher geglaubt, „leichtfertig an jedem Jugendlichen vorbeigehen zu können, der sich noch nicht mit den großen Ideen des gesellschaftlichen Fortschritts vertraut gemacht hat.“ Das habe es dem Gegner erleichtert, Teile der Jugend zum Abwarten, zum feindlichen Handeln oder zum Abwandern aus der DDR zu verleiten. Um endlich auch an die nichtorganisierten Jugendlichen heranzukommen, schlägt die FDJ jetzt vor, überall Jugendausschüsse zu bilden. Die sollen dann beispielsweise Winter- und Sommersportmeisterschaften der Straßenzüge bzw. Wohngebiete zur Ermittlung der besten Fußball-, Handball-, Volleyball-, Tischtennis- und Schachmeister veranstalten, wobei die FDJ — natürlich ganz uneigennützig — helfen will. Aber man hat noch weitergedacht: Auch in den Schrebergärten, Angler- und Tierzuchtvereinen und in ähnlichen Vereinigungen sollen Jugendgruppen gebildet werden.

Das Ganze zeugt von einer ungewohnten und bemerkenswerten Selbstbeurteilung der FDJ. Zehn Jahre nach Gründung dieser Einheitsorganisation ist der Traum von der Staatsjugend, von dem großen, alle Jugendlichen erfassenden Massenverband ausgeträumt. Die Realitäten waren stärker. Das Regime fängt praktisch noch einmal dort an, wo es auch vor zehn Jahren schon begonnen hatte. Über ein scheinbar unpolitisches Jugendleben will es die Jugendlichen langsam an sich heranziehen und dann politisch binden.

Auf jeden Fall dürften die seit einiger Zeit von der FDJ angewandten

Methoden zur Beeinflussung der Jugendlichen erfolgversprechender sein als der frühere Stil ihrer Arbeit. Junge Menschen sind, wenn ihnen das ihren Altersinteressen Entsprechende geboten wird, oft schnell zu begeistern und fragen selten, welcher Zweck damit verfolgt wird. Heute kann nur ein Teil der etwa 1½ Millionen FDJ-Mitglieder als überzeugt im Sinne des Pankower Regimes gelten, von den unorganisierten Jugendlichen ganz zu schweigen. Es wird nicht zuletzt von der Haltung des Westens abhängen, ob sich daran in Zukunft etwas zugunsten des kommunistischen Systems ändert. Die mitteldeutsche Jugend muß das Gefühl behalten, nicht vergessen und abgeschrieben zu sein. Sie muß wissen, daß ihre Vorstellungen über ein wiedervereinigtes Deutschland bei allen Planungen berücksichtigt werden, auch wenn sie nicht alles in der Bundesrepublik gut und nicht alles in der „DDR“ schlecht findet. Man sollte ihr durch finanzielle Unterstützung die Möglichkeit geben, sich selbst auf Wanderungen und Besuchsfahrten ein Bild vom Leben im Westen zu machen.

Die FDJ nimmt den zehnten Jahrestag ihrer Gründung zum Anlaß großer Feiern im Stile ihrer neuen „Brot und Spiele“-Taktik. Sie hat dazu wenig Grund. Die Bilanz ihres Wirkens weist ein beträchtliches Saldo auf. Das darf für den Westen aber kein Anlaß zu selbstgefälliger Zufriedenheit sein. Er darf sich nicht nur auf die Anziehungskraft gefüllter Schaufenster verlassen. In der Phase der Koexistenz zweier deutscher Staaten können wir einer ideologischen Auseinandersetzung nicht ausweichen. Dabei wird die Jugend auf der Seite dessen stehen, der die besseren Argumente und die besseren Leistungen ins Treffen führen kann.

SOLDATENLIED

EISKRISTALLE schossen nach uns und Libellenblitz.
Das war im Winter — im Sommer.
Wir bestiegen verstohlen den Jägersitz.
Es ging der Winter — der Sommer.

Es ging die Kinderzeit rasch dahin,
Frühling und Herbst.
Dem einen zerriß es das Knabenkinn.
Das war im Frühling — im Herbst?

Den andern schossen sie durch die Brust.
Das war in unserem Leben.
Und wir haben vom Leben noch nichts gewußt,
Von deinem und meinem Leben.

So war es gut, daß Frühling, Sommer,
Daß Herbst und Winter von uns gegangen.
Was hätten wir denn mit ihm angefangen,
Ach, mit dem unverständenen, dunklen Leben?

Georg Schneider

Deutsche Siedler in französischen Wäldern

Fern im Südwesten Frankreichs liegt eine der majestätischsten Landschaften, welche die Natur wohl je geschaffen. In einem Raum, der 14 000 Quadratkilometer umfaßt, erhebt sich großartig Pinie neben Pinie. Unendliche Strecken kann der neugierige Wanderer zwischen den schlanken, geraden Stämmen umherschweifen; kein Laut wird den tiefen Frieden dieses Waldes stören, es sei denn, das Sausen des Windes, der, vom nahen Ozean her kommend, an den hohen Kronen der Bäume rüttelt, es sei denn, das Zwitschern eines Vogels im Farngesträuch oder hie und da das scharfe Zischen der Axt eines „Harzers“, der seine Pinien zum Bluten bringt. Der Franzose nennt diesen ungeheuren Wald die „Landes“, zu deutsch eigentlich „Heide“ oder „Steppe“, in Erinnerung an jene Zeit, als die riesige Ebene zwischen Garonne, Adour und atlantischem Ozean noch eine einzige sumpfige Wüste war und die Hirten auf ihren legendären, längst verschwundenen Stelzen ebenso legendäre, längst verschwundene Strümpfe strickten.

In dem unendlichen Wald, der seit Ende des 18. Jahrhunderts durch die Initiative des Ingenieurs Brémontier an die Stelle des Moors getreten, leben die Menschen in einsamen, weit auseinander liegenden Siedlungen und Höfen. In ihrem Dialekt mischen sich Laute aus dem nahen Baskenland oder gar aus Spanien mit einem warmen, kehlig-singenden Französisch. Doch wer nun hier ein wenig umherstreift, wer durch das hohe Farnkraut ins Innere der Wälder vordringt, dem kann es passieren, daß er in einer Lichtung plötzlich auf ein paar Kinder stößt, die ihn aus hellblauen Augen verwundert anstarren — aus hellblauen Augen, die unter einem weißblonden Haarschopf so gar nichts mit dem sonst hier üblichen, dunklen Menschenschlag gemein haben. Wer dann weiter vordringt, begegnet vielleicht auf einem einsamen Maisfeld einem Bauern, der statt der in den „Landes“ gebräuchlichen, breiten Baskenmütze einen zerdrückten, eher „mitteleuropäischen“ Hut trägt und seine Tiere mit einem seltsamen Sprachgemisch antreibt, in dem ein paar französische Brocken neben ostpreußischen, österreichischen oder gar slawischen Worten zu hören sind. Und wer ein bißchen unter diesen Bauern verweilt, kann es eines Tages miterleben, daß die aus rohen Ginsterzweigen gezimmerte Gartenpforte von einem Mann mit fliegendem weißem Haar und hoher gewölbter Stirn aufgestoßen wird, den die Kinder, Männer und Frauen respektvoll mit „Herr Pastor“ anreden.

Und hier beginnt sich das Rätsel zu lösen: Diese deutschsprachigen Landwirte im Südwesten Frankreichs gehören zu jenen zwanzig deutschen Familien, die durch das „Comité luthérien et réformé d'aide aux travailleurs étrangers“, unter Vermittlung des lutherischen Weltbundes und unter Mitarbeit des französischen Ministeriums für Landwirtschaft sowie anderer Be-

hörten in den „Landes“ angesiedelt wurden. Diese zwanzig Familien zählten zur Hauptsache zu jenen „Volksdeutschen“, die sich vor dem Krieg, ja, vor Jahrzehnten im Osten niedergelassen hatten und die dann in der Folge aus ihrer Wahlheimat vertrieben worden waren. Monatelang irrten sie in Europa umher, strandeten schließlich in irgendeinem Flüchtlingslager, um dann endlich, hier in Südwestfrankreich, ein neues Zuhause zu finden.

Zwar besitzen sie das Stück Land, das sie da bebauen, noch nicht. Dem Komitee, das aus streng privaten Finanzquellen lebt, stehen kaum genügend Mittel zur Verfügung, die Höfe zu kaufen, die es den Flüchtlingen überlassen will. So pachtet es vorläufig einige verlassene „fermes“ — und die „Landes“ sind ja reich daran — erwirbt ein paar Haustiere und das nötige Gerät, um den Familien wenigstens einen Grundstock für ihr künftiges Leben zu geben. Und dann? „Dann? Ja, dann müssen sie sich selbst weiterhelfen; das ist der Sinn des ganzen Unternehmens“, meint Pastor Gueutal, der Mann mit dem fliegenden weißen Haar, ein sehr unternehmungslustiger Herr und zugleich Leiter des Hilfswerkes. Ob sie sich weitergeholfen haben? Ein Streifzug durch die „Landes“, durch unendliche Kilometer Pinienwaldes, hat uns davon überzeugt...

Da leben sie nun, diese deutschen Familien, leben meist noch unter recht primitiven Verhältnissen — und scheinen doch mit ihrem neuen Schicksal zufrieden. „Was hätte ich, ein Bauer, in Westdeutschland noch erwarten können?“ meint einer der Siedler, Georg Genschow, mit baltischem Akzent zu uns. „Hier in Frankreich aber hat man mir alles gegeben: Land, Geräte, einen neuen Anfang...“ Genschow ist ein großgewachsener Ostpreuße mit den hellforschenden Augen jenes Mannes, der gewohnt ist, manchen Morgen Landes mit einem Blick als sein eigen zu umfassen. Und wirklich — Wir haben uns nicht getäuscht: Genschow war im versunkenen Ostpreußen der Vorkriegszeit Großlandwirt gewesen... Heute jedoch ist er bescheidener Kleinbauer geworden, bestellt mit seiner Frau, einer Städterin aus dem Rheinland, und seinen zwei blonden Töchtern sein Gütchen im Pinienwald, erntet Mais und Getreide und mästet fleißig Gänse, um deren Leber — große Spezialität der Gegend — auf den Markt in Mont-de-Marsan, dem Hauptstädtchen der „Landes“, zu bringen.

Ob Georg Genschow seiner „besseren“ oder „größeren“ Vergangenheit oft nachtrauert? Kaum! Er besitzt die nötige Zuversicht, um in die Zukunft schauen zu können, hat er doch heute schon vor, dereinst seinen Hof durch Kauf zu erwerben. Und das fiel uns bei all diesen Familien auf: Sie haben es fertig gebracht, die Vergangenheit abzuschütteln und neu zu beginnen. Da ist etwa der Bauer Amri, dem wir im sanften Tal des Adour begegneten: Er stammt aus Ungarn und ist nach einer weiten, beschwerlichen, von Hunger zernagten Wanderschaft nach Frankreich gekommen. Auch er hat vom Komitee ein Höfchen, bestehend aus Scheune, Stall und einem winzigen Wohnhaus. In einem Raum quieken und zwitschern Hunderte von Kücken, im andern ist ein Brutapparat für 300 Eier in Betrieb; hier schlafen zugleich auch die Jüngsten der Familie. In wenigen Wochen will Amri so weit sein, seinen Brutapparat durch ein größeres Modell für 3 000 Kücken zu ersetzen. Er, der vor knapp drei Jahren mit nichts begonnen, betreibt heute schon eine Art Großhandel mit seinen Hühnchen, und den alten Occasionswagen,

den er sich einst angeschafft, gedenkt er demnächst gegen ein Lieferauto neuester Marke einzutauschen. Denn er möchte weiterkommen, so sagt er immer wieder, selbst wenn es gelte, dafür den persönlichen Komfort zu opfern.

Und so geht unser Streifzug weiter. Da ist etwa der Mann, den ein verschrobenes Schicksal von Deutschland nach Indien, von dort ins Südtirol und wieder zurück nach Deutschland trieb, um ihm schließlich eine neue Heimstätte in den „Landes“ zu bescheren. Da ist der andere, der aus der Ukraine kommt, eine Zeitlang in Sibirien lebte, dann in Europa umherirrte und dem das Hilfskomitee zunächst nichts anderes zu geben vermochte als ein Stück Urwald: Sechs Meter hohe Ginster und Brombeersträucher, gegen die — nach Aussagen des Bauern — „ganz Sibirien nichts gewesen“ war. In wildem Arbeitseifer riß der Mann beinahe mit den nackten Händen in tage- und nächtelanger Arbeit die dornigen Ungetüme aus, pflanzte Mais, Gemüse, Getreide . . . Manchmal habe ihn der Mut schon verlassen, gesteht er in seinem harten, mit russischen Worten vermischten Idiom, „aber dann waren immer die Nachbarn da, freundliche Leute, gute Leute; die sind eingesprungen, wo ich nicht alleine weiter konnte . . .“

Diesen Refrain hören wir immer wieder, hören wir stets, wenn wir die Frage stellen, die uns so heikel erscheint, die aber mit der größten Selbstverständlichkeit beantwortet wird: Wie vertragen sich deutsche Siedler und französische Bevölkerung? Ausgezeichnet, heißt der einmütige Bescheid; ein ernsthaftes Problem scheint es hier überhaupt nicht zu geben. Die deutschen Kinder haben sich völlig eingelebt, obwohl sie erst seit zwei oder drei Jahren in der neuen Umgebung aufwachsen. Bruder und Schwester in der Familie Amri unterhalten sich im breitesten „Patois“ der „Landes“, zum halb vergnügten, halb entsetzten Erstaunen der Mutter, die nicht mehr überall mitkommt.

Woher diese schnelle Anpassung? Nun, die „Landes“ sind natürlich für das Wagnis einer deutsch-französischen „Koexistenz“ von vorneherein besonders geeignet. Der Südwesten Frankreichs liegt allen germanisch-gallischen Grenzkämpfen fern; fern auch jenen Gebieten, welche die deutsche Besetzung der Jahre 1940 bis 1944 am unmittelbarsten erlebten und in denen Widerstandsbewegung und Repression einen nicht so schnell zu tilgenden Haß erwachsen ließen. Einen deutschen „Erzfeind“ — um dieses alberne, landläufige Wort zu gebrauchen — gibt es hier nicht. Der Kinderschreck ist hie und da in diesen Gegenden eher der Spanier: Der Bürgerkrieg auf der iberischen Halbinsel hat hier manches Strandgut angeschwemmt und auf Jahre hinaus liegen lassen — Strandgut, das nicht immer die besten menschlichen Elemente vereinte. Die französischen Behörden selbst sehen die Ansiedlung nördlicher Bauern nicht ungern: Sie schaffen ihnen ein gewisses Gleichgewicht gegen jene anderen Einwanderer, die ihnen manches soziale und wirtschaftliche Problem aufgeben.

Noch ein Zweites aber trug zur Förderung der deutsch-französischen Verständigung im kleinen Experiment der „Landes“ bei: Frankreich besitzt ganz allgemein einen tief inneren, liberalen Geist, hat über alle Kriege hinweg eine unerhörte Assimilationskraft bewahrt, die ihm gestattet, fremde Menschen so zu adoptieren, daß sie sich in kürzester Zeit als Kinder des Landes fühlen. Und ein Drittes: Das lutherische Hilfskomitee nahm — auch dies

wohl auf Anraten der französischen Behörden — besonders auf eines Rücksicht. Es verstreute seine Siedler möglichst weit, damit keine kompakte politische Gemeinde entstände, nirgends der Anschein erweckt würde, es bilde sich eine „deutsche Minderheit“.

Und die Bilanz: Das Wagnis des „Comité luthérien“ — das übrigens im Departement Drôme am linken Rhôneufer einen ähnlichen Versuch unternommen — scheint bis heute geglückt. Noch ist es kein Großunternehmen und soll es auch nie werden. Und doch möchte das Hilfskomitee es in bescheidenem Rahmen ausbauen, möchte einen Schritt weitergehen und nun verschiedene Höfe kaufen. Es will dies im Verein mit katholischen Kräften, denn schließlich: Vertriebenen Menschen eine neue Zukunft zu schenken, ist eine Aufgabe, die nicht nur jenseits aller nationalistischen Zänkereien, sondern auch über allen konfessionellen Streitigkeiten steht.

TREPPENHAUS

In den Dämmerungen der Nachmittage
Schlug gedämpfte Jazzmusik
Halblaute und schuldbewußte Purzelbäume
Durch die widerstandslos vergrauten Stockwerke,
Wurde nur von verirrtten Kötern
Und erledigten Lebenskünstlern ratlos
Die Bemerkung respektiert: Hausieren verboten.

Dröhnte manchmal das hohle Pfeifen,
Das zielverlorene schleifende Tappen
Der mürrischen Kaffeetrinker
Und unruhigen Arbeitslosen
Durch das weder verschweigende
Noch verratende Zwielficht der Flure
Das etagenweise regulierte
Und jedermann zugängliche Niemandsland
Der Treppenhaußschächte.

Christoph Medel

Neue Städte - aber wie?

Die soziologische Problematik moderner Stadtgründungen

Über die Stadt der Zukunft sprechen bisher allein die Architekten und Raumplanungsbehörden, gerade als sei die Gründung von Großsiedlungen oder gar ganzer neuer Städte allein ein technisches Problem. Erst dieser Tage hat ein maßgeblicher deutscher Städtebauer die Stadtplanung als die „Vorbereitung des Lebensraumes, in dem unsere Kinder leben werden“, bezeichnet, und diese Stadtplanung soll eine „Gemeinschaftsarbeit von Architekten, Ingenieuren, Hygienikern und Volkswirtschaftlern“ sein. Vom Sozialwissenschaftler und seinen Erkenntnissen ist mit keinem Wort die Rede gewesen. Dieses Denken, ungleich dem englischen, ist in seiner Ahnungslosigkeit für die deutschen Verhältnisse geradezu typisch. In England, wo in den letzten Jahrzehnten eine Anzahl neuer Städte entstanden, begannen die Überlegungen mit soziologischen Erörterungen.

Die heute allgemein erhobene Forderung, in die Natur auszusiedeln, in Grüngürtel eingebettete, höchstens zweigeschossige Wohnbauten zu bevorzugen, muß zu Recht Grundsatz jeder neuzeitlichen Stadtplanung sein. Die hinterhofreichen Mietskasernenfluchten gehören wohl endgültig der Vergangenheit an. Aber die Bedeutung des Faktors „schön wohnen“ darf auch nicht überschätzt werden. Sich „wohl fühlen“, zufrieden sein, hängt nicht allein davon ab, wie man wohnt, auch nicht von der Höhe des Einkommens. Die herkömmliche Sozialpolitik entspricht schon lange nicht mehr dem Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis. Die Problematik moderner Großsiedlungs- und Stadtgründungen ist mit dem traditionellen Katalog sozialer Forderungen beileibe nicht ausgeschöpft, geschweige zu lösen. Die tieferliegenden Fragen tun sich erst dahinter auf.

Zwangsläufige Unterintegration

Was ist unter dem mysteriös anmutenden Terminus „Unterintegration“ soziologisch zu verstehen? „Integration“ ist neuerdings zum Schlagwort im außenpolitischen und wirtschaftlichen Bereich geworden, entstammt jedoch dem soziologischen Denken und bedeutet etwa soviel wie sinnvolle und dauerhafte Gliederung eines gesellschaftlichen Körpers, als eines Organismus, der nach Wert- gleich Leitbildern lebt, die verbindlich sind, der in sich genügend gefestigt ist. Ohne sozialen Zusammenhalt, „contrainte sociale“, geht es hier nicht ab. Der Gegensatz ist die ungegliederte, die amorphe Masse, innerhalb derer jedes Individuum sozial atomisiert ist, Desintegration.

Nun ist das Amorphe ohnehin Kennzeichen der modernen industriellen Massengesellschaft, jedenfalls der des Westens, der seine allgemeinverbindlichen Leitbilder verloren hat. (Alexander Rüstow: Die Unterintegration des Westens ist das gewaltigste Minus im Kampf gegen den überintegrierten Osten.) Aber es sind noch Integrationsreste vorhanden. Man kann sich also unschwer vor-

stellen, daß die soziale Entwurzelung perfekt ist, sobald die kargen Überbleibsel gewachsener menschlicher Umweltsbeziehungen zerstört werden. Das ist effektiv der Fall, wenn neue Städte durch Verpflanzung zehntausender von Menschen gegründet werden, gleichgültig, ob dies in Rußland, in Europa oder in Amerika geschieht. Vor allem dann natürlich, wenn völlig wahllos ‚Menschenmaterial‘ aus allen Himmelsgegenden, ja Ländern und Kontinenten in die noch baufeuchten Wohnblöcke des „Aufbaugesbietes“ geworfen wird, wie dies in Salzgitter der Fall war. Landsmannschaftliche Homogenität, besonders bei den unteren sozialen Schichten, sollte wenigstens beachtet werden. Wie sich neue Klassenunterschiede zu bilden vermögen, wenn dieser Grundsatz übersehen wird — als bewußtseinsmäßige, nicht reale ökonomische Unterschiede! —, dafür bietet Salzgitter ein Paradebeispiel. (Zuunterst eine neue „Hefe“, darüber der „Ausländer“, über ihm der Volksdeutsche, der reichsdeutsche Flüchtling über dem Volksdeutschen, der Arbeiter aus dem Rheinland über dem Flüchtling, der Angestellte über dem Arbeiter, über allen aber der Alteingesessene, der sich zugleich deklassiert fühlt.)

Zweierlei zerreißt bei überstürzten oder erzwungenen Verpflanzungen ganzer Bevölkerungsteile der neuen Stadt: das mitmenschliche Beziehungsnetz (Verwandtschaft, Freundschaft, Bekanntschaft) und die Beziehung zum Standort, wo man geboren und aufgewachsen ist. Wie jenes nichts mit Blut-, hat dieser nichts mit Boden-Mythos zu tun: das seltsame Heimatgefühl des Großstädtlers ist einfach eine Realität.

Gefährliche Anomalitäten

„Unterintegration“ ist nicht etwa ein bloßes Theorem, über das sich zur Tagesordnung übergehen ließe. Sie ist eine Realität ersten Grades, ein gefährliches Faktum. Das soll hier an zwei Beispielen, Kriminalität und politischem Verhalten, aufgewiesen werden:

Die Kriminalität in Salzgitter ist in dem von mir untersuchten Zeitraum (vom Kriegsende bis Anfang 1954) anormal hoch gewesen. 1948 lag sie mit 96,10 Verbrechen auf zehntausend Einwohner nicht nur wesentlich über der des bewaldeten, unübersichtlichen Zonengrenzkreises Goslar (59,75) und der des Zonengrenzkreises Wolfenbüttel (65,32), zwei Nachbarkreisen, sondern auch über der des gesamten Verwaltungsbezirkes Braunschweig (84,09). Dieser, der östlichste Verwaltungsbezirk des Landes Niedersachsen, ist jedoch weitaus verbrechensreicher als Westniedersachsen, und zwar um etwa das Zweieinhalbfache. Unter den Ländern der Bundesrepublik wies Niedersachsen aber ohnehin schon einen besonders hohen Verbrechensindex auf. Mithin war die neue Stadt zeitweise geradezu Gipfel der Kriminalität in Deutschland.

Überdeutlich ist die Labilität des sozialen Gefüges weiterhin in dem rechtsradikalen Wahlverhalten nach der Währungsreform sichtbar geworden. Zeitweilig galt Salzgitter in der Bundesrepublik als die Hochburg der DRP. Bei der ersten Bundestagswahl, 1949, war die Zahl der DRP-Wähler dreizehnmal so groß wie im Bundesdurchschnitt: im Bundesgebiet 1,8 v. H., in Salzgitter 23,6 v. H. In Niedersachsen, dem rechtsradikalsten der Bundesländer, waren es nur 8,1 v. H., im Salzgitter benachbarten Goslar sogar ‚nur‘ 5,5 v. H. Rechtsradikale Schwerpunkte waren eindeutig die neuen Industriesiedlungen und Lagerbezirke. Sie lagen in dem Teil des Gebietes, der am stärksten Um-

strukturierungen unterworfen worden war. Bei der nächstfolgenden Wahl, der Landtagswahl von 1951, vermochten die rechtsradikalen Parteien immerhin noch 17,2 v. H. auf sich zu vereinigen. (Im Land Niedersachsen 13,3 v. H., in Goslar 11,5 v. H., im Bundesdurchschnitt viel geringer.) Der BHE, der nicht mehr als reine Ostvertriebenenpartei, sondern als weltanschaulich indifferente rechtsradikale Partei angesehen wurde, erhielt 1951 15,6 v. H. und 1952 sogar 28,2 v. H. aller Stimmen. Der BHE übernahm 1952 einwandfrei die rechtsradikale Wählerschaft.

Man muß das Wesen der Rechtsradikalität in Deutschland begreifen, um ermessen zu können, welche untergründige Gefahr hier droht. Sie ist latent vorhanden und vermag sich abrupt zu entladen. Rechtsradikalität ist ein Symptom fehlender Integration, ist im Grunde eine un„politische“ Haltung, Interesslosigkeit am Gemeinwesen, Furcht vor Verantwortung, die unversehens in den Schrei nach einem starken Mann umschlagen kann. Die Ursachen liegen in tieferen Regionen, als man sich gemeinhin vorstellt; im herkömmlichen Sinne die „soziale Notlage“, also die damalige Arbeitslosigkeit, für solche Explosionen verantwortlich zu machen, ist fruchtlos. Denn in Wolfsburg, der zweiten nationalsozialistischen Stadtgründung, trat die gleiche Rechtsradikalität zutage, obgleich die „Stadt des Volkswagenwerkes“ in wirtschaftlicher Blüte stand. Hüten wir uns vor einer oberflächlichen Sicht solcher Phänomene.

Wirtschaftliche Labilität

Es scheint ein ehernes Gesetz moderner Stadtgründungen zu sein, daß sie als „Anhängsel“ staatlicher industrieller Planung erfolgen. Dies war nicht nur in Salzgitter der Fall, wo kurz vor dem Kriege die „Reichswerke Hermann Göring“ aus dem Boden gestampft wurden, sondern auch in England, selbstredend auch in Sowjetrußland. Diese Planungen betreffen fast ausnahmslos die Rüstungsindustrie bzw. ihre Voraussetzung, die Montanindustrie. Warum die starke Hand des Staates gebraucht wird, ist offensichtlich: die freie, private Konsumgüterindustrie vermag einfach nicht die riesigen Summen aufzubringen, die für die Erschließung des Gebietes nötig sind. Denn eine Stadt besteht ja schließlich nicht aus einigen Werkssiedlungen. Das ist zwar in Salzgitter der Fall, aber so sollte es nicht sein.

Die Gefahr einer solchen einseitigen wirtschaftlichen Struktur — die über große Labilität des Wirtschaftsgefüges — liegt auf der Hand. Sie reagiert automatisch auf alle großen außenpolitischen, welthandelspolitischen, innenpolitischen und konjunkturellen Vorgänge und Verschiebungen. Im schlimmsten Falle, nach einem verlorenen Krieg oder einem endlich zustande gekommenen Weltfrieden, wird, wie in Salzgitter im ersteren Falle, das ganze Revier demontiert oder brachgelegt.

Als zweites ehernes Gesetz hat sich in England wie in Salzgitter die Unmöglichkeit herausgestellt, private „Ausgleichsindustrien“ sesshaft zu machen, um das ökonomische Gefüge der neuen Stadt krisenfester zu gestalten. Billiges Bauland, steuerliche Vergünstigungen, das in Salzgitter vorhanden gewesene Reservoir an brachliegenden Arbeitskräften und alle möglichen anderen Vorteile — das alles hat trotz hartnäckiger Bemühungen und Propaganda nichts geholfen. Und das, obgleich „Dezentralisation“ im Zeitalter der Atom-

bombe das Zauberwort ist. (Es hieß in den zwanziger Jahren in humanerer Perspektive „Werkstattaussiedlung“.)

Welches sind nun die wahren Gründe für die Zurückhaltung der Privatindustrie, d. h. hier der Leicht- und Verbrauchsgüterindustrie? Allein die Furcht vor der Atombombe, die zuerst auf Rüstungszentren fiel? Wohl kaum. Aber andere Vernunftgründe lassen sich nicht ausfindig machen. Es scheint gerade, als würden diese Städte gemieden. Das klingt mysteriös, aber vielleicht greift hier tatsächlich ein irrationales Moment herein.

Minderauswahl?

In neuen Städten taucht das Eliteproblem auf. Man braucht „Führungskräfte“, deren primäre Aufgabe eine allmähliche Strukturierung der amorphen Masse wäre. Damit hängt eng die Frage nach der Zusammensetzung der neuen Bevölkerung zusammen. Hinsichtlich Salzgitter wurde die abschätzige Meinung Außenstehender laut, es habe eine Minderauswahl stattgefunden. Im bewußten Gegensatz hierzu propagiert die Stadtverwaltung die These, es wären nur mit „wahrhaft kolonisatorischem Geist“ begabte Menschen in das Aufbaugbiet gezogen. Wo liegt hier die Wahrheit? Auf jeden Fall ist damit ein echtes soziologisches Problem für alle künftigen Stadtgründungen aufgeworfen. Bei „Abstellungen“, Zwangsverpflichtungen usw. wird doch selbstverständlich jeder Verwaltungskörper und jeder Industriebetrieb nicht seinen besten Mann abgeben, sondern seinen schlechtesten. Darüber zu streiten lohnt nicht. Mit dem „kolonisatorischen Geist“ ist es zudem, jedenfalls in Deutschland, heutzutage nicht allzu gut bestellt, und selbst überdurchschnittliche Löhne und zusätzliche Gehaltsprämien werden wohl keinen genügend starken Anreiz bilden, um die angestammte Heimat, das mitmenschliche Beziehungsnetz und vor allem den „sicheren“ Betrieb aufzugeben. Was aber, wenn sich nicht genügend Freiwillige melden? Da das Grundgesetz die Freizügigkeit garantiert, werden möglicherweise personelle Schwierigkeiten auftauchen, zumal der Mangel an qualifizierten Facharbeitern und Technikern wächst.

„Nachbarschaften“ planen

Der amerikanische Psychiater Moreno und seine Schüler, die sich mit Gruppenbeziehungen beschäftigen, haben versucht, Wohnungsgemeinschaften zu planen („planning of house communities“). Es ist wirklich eine Frage, ob man die Zusammensetzung der Bewohnerschaft von Mehrfamilienhäusern dem blinden Zufall überlassen soll. Moreno meint, es lasse sich durch sorgfältige Auswahl ein gewisses psychologisches Zusammenpassen der Mieterfamilien erreichen. So kühn, ja illusorisch dieser Gedanke zunächst erscheinen mag — für die Betriebssoziologie ist er bereits eine Selbstverständlichkeit. Es ist das Prinzip des ‚teams‘. Nach den Erfahrungen, die in den Großsiedlungen des Salzgitter-Gebietes gemacht wurden, sollte man ihm ruhig eine Chance geben. Eine echte „Hausgemeinschaft“ ist in Salzgitter nämlich innerhalb von anderthalb Jahrzehnten nicht zustande gekommen, nicht zuletzt, weil die Wanderungsbewegung in diesen Siedlungen unvorstellbar groß war. Das Gefühl der Fremdheit ist überdies noch stärker als gewöhnlich, wenn jede Familie sozusagen aus einem anderen Land kommt. Das Mißtrauen herrscht, man schließt die Tür hinter sich ab, will nichts sehen und nichts hören. Der Versuch,

durch die Institution des „Hausobmanns“ die Integration zu fördern, scheiterte: sofern man sich — überhaupt — auf einen Hausobmann einigen konnte, entwickelte sich dieser zum Kreisleiter-Typ oder er wurde nicht respektiert. Auch der über das einzelne Haus hinausreichenden „Nachbarschaftsbewegung“, einem an sich vernünftigen Gedanken, haftet bisher etwas Forciertes, Künstliches an. Mancher bezeichnet das als „Rechtsbolschewismus“; die soziale Individuation wird nicht etwa als Fluch leidend ertragen, sondern verzweifelt gewollt. Da — anders als in alten Städten — das einzelne Haus, auf das sich die neue „Heimat“ vorerst beschränkt, da es eine „Stadt“ ja noch gar nicht gibt, einen unvergleichlich wichtigeren Platz einnimmt, ist dieses Versagen bedrückend. Die Integrierung des Wohnsiedlungsgebietes, das an sich formlos ist, zur echten Stadt kann doch nur von dem einzelnen Haus aus der unteilbaren sozialen Lebenszelle ausgehen.

Umgekehrt: plant man Siedlungsabschnitte nach dem überlieferten Klassenschema (in Salzgitter gibt es Direktoren-, Angestellten- und Arbeiter-Abschnitte), empört sich das Wertgefühl aller sozialen Schichten außer der obersten. Nun ist zwar jede Stadt in Viertel gegliedert, die von weitgehend homogenen sozialen Schichten bewohnt oder zumindest bevorzugt werden. Die „Sozialökologie“, eine in den USA entwickelte Sozialwissenschaft, befaßt sich ausschließlich mit dem Wesen solcher Stadtviertelbildungen. Aber die Voraussetzung derselben ist die Freizügigkeit. Sie ist bei der herrschenden Wohnungsnot und im Falle einer Neugründung nicht gegeben, sofern Wohnungsamt oder Baugenossenschaft die Einweisungen wahllos vornehmen.

Also keine Schein-Nivellierung der vorhandenen sozialen Schichtungen (die ja auch immer Bewußtseins-, Bildungsschichtungen sind)? Das formal egalitäre Prinzip wirkt in der Praxis keineswegs integrierend, so sehr man sich als aufrechter Demokrat theoretisch dafür begeistern kann. Die Wahllosigkeit und Zufälligkeit bei der Entstehung von Hausgemeinschaften ist nicht nur psychologisch (Moreno), sondern auch soziologisch unsinnig. Sie leugnet bestehende Strukturen, die als Unterschiede der Bewußtseinslage und Lebensweise in die neue Stadt mitgebracht wurden. Dem Arbeiter, der Tür an Tür mit seinem Direktor wohnt, wird auf die Dauer doch nicht wohl in seiner Haut sein. Ein solches falschverstandenes demokratisches Prinzip ist kommunalpolitisch utopisch, ja, der Integration hinderlich.

Die Stadtverwaltung

Der Schweizer E. Anderegg hat in seiner Wesensbestimmung der Kommune zu Recht die Selbsttätigkeit, die freie Selbstgestaltung der Stadt durch ihre Bürgerschaft, die Spontaneität als den Angelpunkt eines gesunden Kommunalwesens gelten lassen. Insofern ist historisch die Stadt Hort der Freiheit gewesen. Aber eine „Stadt“ ohne Geschichte, die zudem nicht auf einem freien Zusammenschluß beruht, sondern durch Verfügung „von oben“ in ihr zweifelhaftes Leben gerufen wurde, — wie soll in ihr die Einwohnerschaft spontan gestalten? Wie das Beispiel Salzgitter beweist, fehlen den Einwohnern auf lange Zeit stärkere Impulse der Selbstgestaltung. Nicht die Stadtväter, die Stadtverwaltung regiert in Wirklichkeit. Fast zwangsläufig entstand im Funktionskörper der Verwaltung — gebildet durch Abstellungen anderer Verwaltungen und durch „Berufsfremde“ — das Energiezentrum des Gebietes.

Und zugleich das Gegengewicht gegen den Autonomie-, ja Führungsanspruch des Industriekonzerns. (Die kommunalpolitische Folge war ein versteckter Konkurrenzkampf zwischen den beiden Kräften um Führung und Gestaltung des Gebietes.)

Abweichend vom Üblichen ist diese Stadtverwaltung mithin nicht pure Bürokratie, die die anfallende Routinearbeit erledigt, sondern schöpferische Instanz. Sogar der kulturelle Sektor, ansonsten eigenste Domäne der Bürgerschaft selbst, wurde geschaffen und wird nun weitgehend weiterverwaltet. Im Falle Salzgitters übrigens mit Geschick und unleugbaren Erfolgen. Trotzdem ist eine aktivere Rolle der Bevölkerung grundsätzlich ihrer — wenn auch noch so guten — Betreuung vorzuziehen.

Das Gefühl der Inferiorität als Stadtwesen ergibt sich nicht nur aus der Tatsache der Abhängigkeit von einem einzigen, wirtschaftlich allmächtigen Großbetrieb, ja, des Ausgeliefertseins an denselben, der absoluten Zweitrangigkeit („Anhängselbewußtsein“), sondern insbesondere auch aus dem unfertigen Charakter der Stadt selbst. Das kann nicht äußerlich genug genommen werden. Eine Anzahl von Wohnblöcken, weitflächig verstreut, und einige Kilometer Einfamilien-Reihenhäuser bilden ja, schon rein visuell, keine Stadt, zumal wenn die Siedlungen wie verloren inmitten von Äckern liegen. Die normale Stadt hat ihr unverwechselbares Stadtbild, ihre City, markante öffentliche Gebäude (Rathaus, Kirchen, Theater, Stadthalle, Museum usw.). Das Ambiente ist für den einzelnen Bürger entscheidend für seine Einschätzung der Stadt und ihrer Kultur, nicht die Anzahl der faktischen Theaterbesuche pro Jahr. Mag der Bürger in der neuen Stadt auch mehr Kultur konsumieren als früher — trotzdem wird er bitter über die „kulturelle Wüste“ klagen.

Wenn sich zudem, wie in Salzgitter, die Stadtverwaltung in Ermangelung anderer Gebäude in Wohnblöcke einmieten muß, die der Baugenossenschaft des Industriewerks gehören, dann kann man sich vorstellen, wie sehr diese Zustände am Selbstbewußtsein zumindest des Funktionärkörpers der Verwaltung zehren. Sie repräsentiert zunächst allein dieses kommunale Selbstbewußtsein und unternimmt alle Anstrengungen, es in der Bevölkerung zu erwecken („Stadtgefühl“, „Heimatbewußtsein“). So zieht sie gegen den Industriekonzern als dem „Veranlasser des kommunalen Bedarfs“ mit einem Katalog von Forderungen („Erstausrüstungsprogramm“) moralisch zu Felde. In Salzgitter antwortete die Industrie, obgleich hundertprozentig Staatsbesitz, mit einer privatwirtschaftlichen Argumentation: „Wir sind kein Wohlfahrtsunternehmen“. Tatsächlich aber befinden sich der größte Teil des Grund und Bodens, die Masse des Hausbestandes, die „public utilities“ (Gas, Wasser, ein Teil der Verkehrsmittel usw.) im Besitz des Staates. Die realen Verhältnisse liegen also ganz anders bei der Privatindustrie anderer Städte, die Machtposition ist eine ganz andere. Auf diese Weise wird in das Beziehungsnetz zwischen den tragenden Kräften der neuen Stadt ein Moment der Unaufrichtigkeit hineingetragen, das der kommunalen Integration, der „Stadtwerdung“ alles andere als förderlich ist.

Damit sind nur einige hervorstechende Probleme der modernen Großsiedlungs- und Stadtgründung angedeutet. Der soziologische Komplex ist noch viel mehrschichtiger. Immerhin mag schon jetzt zum Ausdruck kommen, daß solche Gründungen — auch soziologisch — sehr gründlich bedacht sein wollen.

Und du wartest auf der Straße.
 Regenpfützen spiegeln stumm.
 Eine Uhr im Milchglaskäfig
 schiebt das Schicksal rundherum.

Und du lächelst, denn ich komme.
 Manche lächeln, die uns sehn.
 Von den Dächern stürzen rote
 Lichtreklamen. „Woll'n wir gehn?“

Drüben Kino. Ich bezahle.
 Und im Schiff der Phantasie
 legst du den zerknüllten Mantel
 auf die dichtgedrängten Knie.

Später hocken wir wie Puppen
 vis à vis im Café BRAND,
 und ich presse dir die Kuppen
 meiner Finger in die Hand.

Und du schminkst dich. „Zigarette?“
 Stets das gleiche Tischgespräch.
 Und wir schlürfen schrill gemixte
 Tänze aus Trompetenblech.

Alles scheint sich zu verlieren.
 Und ich bin nicht, der ich bin.
 Lauernd legt ein Mann mit Krückstock
 Ansichtskarten vor mich hin.

Draußen regnet es in Strömen
 auf den glitschigen Asphalt.
 Dunkelheit und Winde rauben
 dir den Atem. Es ist kalt.

Blechgeschwellte Limousinen
 kreuzen sich im Neonlicht.
 Und du flüsterst. Ich begreife.
 Nur die Worte hör ich nicht.

Eine Trambahn kreischt auf Schienen.
 Um die Häuser schleicht der Wind.
 Deine regenfeuchten Mienen
 fragen — ob wir glücklich sind?

Rolf Seeliger

Die Massen avancieren

Eine Prognose von Gervinus

Vor einem Jahrhundert, 1853 ist im Verlag W. Engelmann, Leipzig eine historische Arbeit erschienen, die damals erhebliches Aufsehen erregte. Peinliches Aufsehen in den herrschenden Kreisen und bei allen amtlichen Vertretern der Macht. Das Buch wurde eingezogen, vom Staatsanwalt Klage erhoben gegen den Verfasser wegen Aufforderung zum Hochverrat und wegen Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Der Verfasser war nicht ein Irgendwer, war vielmehr ein weit bekannter Publizist, Historiker seines Zeichens, dazu Honorarprofessor an der Universität Heidelberg. Sein Name: *Georg Gottfried Gervinus*. Und der Titel der Schrift ließ wahrhaft nichts Arges vermuten, er ist ganz schlicht und einfach und lautet: „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts.“ Und trotzdem?

Will man die behördliche Erregung verstehen, so muß man sich einige Daten wieder ins Gedächtnis zurückrufen. Erstens: das Großherzogtum Baden war damals noch nicht das liberale „Musterlände“, als das es im Deutschen Reich um 1900 geschätzt wurde. Ganz im Gegenteil, nur mit Hilfe preussischer Bataillone war es gelungen, hier den Aufstand der 48er niederzukämpfen. Die mühsam gesicherte Ordnung durfte nicht gestört werden. Ruhe war die erste Bürgerpflicht. Zweitens: ein unruhiger, ein unbequemer Geist war seit je der Verfasser gewesen, in jungen Jahren einer der „Göttinger Sieben“, erklärter Demokrat, also der Regierung suspekt. Sie holte zum Streiche aus.

Darauf legte Gervinus seine Antwort auf diese öffentliche Anklage, sein „Rechtsgutachten“ in wenigen Seiten, präzis und sicher, dem Publikum zur Beurteilung vor (Braunschweig bei C. A. Schwetschke und Sohn, 1853). Seine Schrift, heißt es darin, fünf Jahre früher verfaßt, wäre schwerlich Gegenstand einer Anklage geworden. Indessen . . . „seit den großen Bewegungen der Jahre 1848 und 49 ist in manchen deutschen Ländern das Wort ‚Demokratie‘ ein Wort des Schreckens geworden . . . Baden insbesondere hat nicht nur dreimal einen Aufruhr gesehen, dessen Ziel die Errichtung einer sogen. Demokratischen Republik war, sondern es hat . . . die Großherzogliche Regierung nur mit Hilfe preussischer Waffen wiederhergestellt werden können. Wenn nun in der gedachten Schrift der dereinstige Sieg demokratischer Freiheitsideen als ein unausbleibliches, zukünftiges Ereignis geweissagt wird, so mag eine solche Prophetie den Furchtsamen eine widerwärtige Erscheinung dünken und es mag der Wunsch rege werden, den Glauben an eine Wiederkehr demokratischer Bewegungen, wenigstens den ausgesprochenen Glauben, wie ein Verbrechen bestraft zu sehen.“

Kurz, daß man gegen ihn aus rein politischen Motiven vorging, das hat Gervinus nicht weiter überrascht. Ihn beschäftigte nur die Frage, ob die Anklage rechtlich zulässig war. Sie wäre es freilich gewesen, wäre die in-

krimierte Schrift ein politisches Pamphlet, eine aktuelle Tendenzschrift, das aber ist sie nicht. Sie ist von der ersten bis letzten Zeile „ein streng wissenschaftliches Geschichtswerk, das eine Tendenz der Zeit und Geschichte schildert.“ Das wissentlich verkannt zu haben, spräche schon gegen die Anklage.

Gervinus ist stolz darauf, dies immanente Gesetz der Zeit, dem früher oder später sich alles beugen müsse, erkannt zu haben. Dies Gesetz verbürge „einen regelmäßigen Fortschritt von der geistigen und bürgerlichen Freiheit der Einzelnen zur Freiheit der Mehreren und Vielen.“ Er hat aber in seiner Darstellung ausdrücklich vermerkt, es lasse sich „nicht mit Gewißheit erkennen, ob jene Tendenz der Zeit (an welcher der Verfasser ohnehin keine Schuld tragen könne) auf die Vorherrschaft der Republik oder der Monarchie, der konstitutionellen oder demokratischen Monarchie hingehe.“

Fazit: nirgends eine unbedingte Verehrung für die republikanische Staatsform, noch weniger wird Vernichtung der Monarchie als eine Notwendigkeit dargestellt. Überhaupt wird man eine Aufforderung zum Handeln in dieser Schrift vergebens suchen. Damit entfällt Anklage wegen Hochverrats. „Dem Begriffe der Aufreizung widersprechen die wissenschaftliche Darstellung, die strenge Wissenschaftlichkeit . . . und der Leserkreis, auf welchen die Schrift berechnet ist. Mit den bestehenden Gesetzen steht Abfassung und Veröffentlichung der Schrift nicht im Widerspruch. Ob gut und nützlich, gefährlich oder nachteilig, darüber ist hier weder zu streiten noch zu urteilen.“

Die Rechtslage war viel zu klar, als daß die Regierung weiter vorgehen konnte. Die Anklage wurde fallen gelassen, das Buch freigegeben.

Der Charakteristik, die hier von der „Einleitung . . .“ gegeben wird, ist nichts hinzuzufügen. Es ist eine historische Untersuchung über die bestimmten Grundkräfte der Zeit, „seiner“ Gegenwart. Keine eigentlich politische, sondern sie gehört, nach Ansicht des Verfassers, mehr der Philosophie der Geschichte an. Wir heute würden sie eher als „ideengeschichtlich“ klassifizieren, eine geschichtsphilosophische Konstruktion im Stil eines Spengler oder Toynbee gibt Gervinus nicht. Er ist viel zu sehr den historischen Fakten verhaftet. Aber das will er: die großen Leitideen hinter diesen Fakten, man könnte auch sagen, den Urgrund und Ursinn im Völkerleben deutlich machen. Die nämlichen Leitideen, das gibt ihnen etwas Gesetzmäßiges, findet er, gewiß in verschiedener Abstufung, bei allen Völkern Westeuropas. Er rechnet dazu mit gutem Grund auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Gervinus bejaht seine Zeit, er kehrt sich nicht gegen sie, er glaubt an den Sieg der demokratischen Ideen, trotz aller sichtbaren Rückschläge, auch in Deutschland. Sein Vertrauen gilt der Zukunft, dem Morgen. Ausdrücklich heißt es im Vorwort, er hätte sich entschlossen, die Einleitung gesondert herauszugeben, weil sie nach Ansicht befreundeter Kenner vielleicht dazu dienen könnte, „manches erschütterte Vertrauen auf unsere Zukunft wieder zu festigen, manchen gesunkenen Glauben an die Gegenwart wieder aufzurichten, manchem Gescheiterten in dem Schiffbruch dieser Jahre eine Rettungsstätte zu bereiten.“ Hier nun ist Gervinus legitimer Vorläufer eines Benedetto Croce, der auch in einer dunklen Epoche mit hellen Farben in seiner „Geschichte Europas im 19. Jahrhundert“ Sinn und Bedeutung der liberalen Idee gezeichnet hat. Geschichte ist für sie beide Gedanke und Tat.

Sie war es auch für den unmittelbaren Vorgänger von Gervinus, für den Freiburger Historiker und Politiker, Karl von Rotteck, den damals so populären Vorkämpfer des badischen Frühliberalismus. Zwanzig Jahre vor Gervinus lag Rottecks „Allgemeine Geschichte für denkende Geschichtsfreunde“ in neun Bänden vor. Angelegt „von der Ansicht des dritten Standes aus“, hat sie auf das Junge Deutschland starken Einfluß ausgeübt.

Schon aus formalen Gründen hat Gervinus recht daran getan, diese Einleitung, wir würden besser sagen Einführung, für sich allein, als ein selbständiges Werk herauszugeben. Sie liefert die Vorgeschichte, sie mustert die oft weit zurückliegenden Hauptquellen, die noch die demokratischen Bewegungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts speisten. Was Gervinus hier gibt, ist eine universelle Schau über Völker und Zeiten, ein groß angelegter geschichtsvergleichender Versuch. „Die ganze Zeit vom Ausgang des Mittelalters bis zu uns füllt ein einziger Kampf der demokratischen Ideen. Die Reformation hat sie in die Geschlechter geworfen.“ Das wird nun im einzelnen gezeigt, vor allem an dem Beispiel Englands und an dem Frankreichs belegt.

„In Frankreich brach sich der Geist der Geschichte. Die Völker sollten hinfort vollenden, was die Fürsten begonnen hatten . . .“ Sie lernten, ihrer eigenen Kraft vertrauen, denn „für die Völker sind nur *die* Freiheiten ein verlässiger Besitz, für deren Erwerbung und Behauptung sie sich selbst in Bewegung setzen.“ Den Gegenbeweis liefert die Ära nach dem Wiener Kongreß: „Bei dem ersten Anzeichen, daß die Völker ihre Verfassung auch gebrauchen wollten, unterdrückte man Freiheit und Verheißung.“ Die Richtung der Volksbewegungen, die Europa zu Anfang des Jahrhunderts in Atem hielten, ging und geht immer „nach innerer Freiheit oder nach äußerer Unabhängigkeit, und meist nach beiden zugleich.“ Nur eine Ausnahme gibt es, das ist Rußland. Die dort von einem Despoten und Eroberer durch *einen* Glauben zusammengeschweißten Völker stehen „allen europäischen Stämmen an Kultur und Religion feindselig gegenüber.“ Panslavismus contra Europa — die These eines Dostojewskij wird hier, nur mit anderem Akzent, formuliert. Was dem Russen ein Vorzug dünkte, war dem Westeuropäer ein Greuel.

Uneingeschränkte Bewunderung empfindet Gervinus dagegen für die Vereinigten Staaten, ihre 1776 erklärten Rechte sind „das Glaubensbekenntnis des Liberalismus in aller Welt geworden.“ Für alle demokratischen Bewegungen der Zeit sind die Vereinigten Staaten Muster und Vorbild. All die Europa-Müden, die politischen Flüchtlinge usw., sie sind Amerikas beste Propagandisten, sie setzen sich ein „für eine aufgehende, nicht für eine untergehende, für eine volkstümliche, nicht für eine despotische Sache.“

In dem volkstümlichen Lager, so heißt es zum Schluß, ist zu finden: Glaubensstärke, Macht des Gedankens, Kraft der Entschlüsse, Klarheit des Ziels, kurz „alles was einer geschichtlichen Bewegung den providentiellen Charakter, den Charakter der Unwiderstehlichkeit gibt.“

Warum ist auf dem amerikanischen Kontinent die Entwicklung in Südamerika so ganz anders verlaufen? Diese Frage, die auch heutige Betrachter immer wieder beschäftigt, beantwortet Gervinus folgendermaßen: „In die

ungeheuren Räume der spanischen und portugiesischen Kolonien lagerte sich das ganze Mittelalter mit all seiner ursprünglichen Barbarei und Herabwürdigung des Menschen hinein; die spanische Despotie trug sich mit aller religiösen Engherzigkeit hierin über; eine fertige Hierarchie mit allem äußeren Pompe und innerer Roheit, ein erobernder Feudaladel voll Habgier und Unmenschlichkeit kam in ihrem Gefolge; aller bürgerliche Gewerbefleiß und alle geistige Bewegung blieb ausgeschlossen; eine einzige Gleichförmigkeit im kirchlichen und staatlichen Leben überdeckte diese neue Welt, in die auch Indianer und Neger hineingezogen wurden . . . Die Einwanderer suchten nach Gold, nach raschem Erwerb, nach Genuß ohne Arbeit, und der Trieb rühriger Tätigkeit ward erstickt.“

Der heute so viel beredete „Aufstand der Massen“ bedeutet für Gervinus kein Schreckgespenst, er begrüßt vielmehr das Emporstreben eines vierten Standes, denn das Bürgertum habe „sich selten zur politischen Herrschaft befähigt erwiesen.“ „Nicht die Qualität, nicht die Höhe der Bildung der Einzelnen macht den Ruhm dieser Zeit aus, sondern die Quantität, die Ausbreitung der Bildung unter den Vielen; im ganzen ist dies wahrhaft eine große und erhabene Wendung in der Gestalt des öffentlichen Lebens, daß die Geschichte dieser Zeit nicht bloß Biographien und Fürstengeschichten zu erzählen hat, sondern *Völkergeschichte*.“

Und an anderer Stelle: wiewohl es keine Zeit tiefgehender, den inneren Menschen bildender Kultur ist, so ist es dagegen eine Zeit weitreichender, die äußere Lage der Menschheit fördernder Zivilisation. Wie die großen Ereignisse und Erfindungen des 15.-16. Jahrhunderts, so bewirkten heute die praktischen Wissenschaften und die Technik „das Hereinziehen immer größerer Massen in die Kreise der Bildung und des Wohlergehens.“ Ihre politischen Forderungen gehen dahin, „daß der Staat das Wohl der Vielen endlich seine Sorge sein lasse, und nicht das der Wenigen und Einzelnen.“ Anfügt er die Warnung der ersten Calvinistischen Staatslehrer, daß es Staaten gäbe ohne Fürsten, aber nicht ohne Volk.

All das ist, woran man sich immer wieder erinnern mag, nicht aus einer Rückschau im Jahre 1923 oder 1953 geschrieben, sondern vorausschauend vor einem Jahrhundert. Gervinus, Zeitgenosse Auguste Comtes, ist durchaus Positivist. Für ihn steht es fest, daß auch die Geschichtswissenschaft, wenn man sie nur richtig handhabt, Voraussagen treffen kann. Daß die Historie bestimmbar und nicht nur dem Zufall, irgendwelchen Führern ausgeliefert. Die können freilich einen geschichtlichen Prozeß aufhalten und damit retardierend wirken, doch nicht mehr.

Es ist selbstverständlich, daß Gervinus bis zum Ende seiner Tage erbitterter Gegner der preußischen Annexionspolitik geblieben ist; und es ist ebenso selbstverständlich, daß die deutsche Geschichtswissenschaft andere Wege ging, als sie dieser verrufene Demokrat gewiesen hat. Preußens Kriege, Bismarcks Reichsschöpfung hatten ja mit aller Deutlichkeit den kriegesischen Nationalismus als siegreichen Rivalen der Demokratie bestätigt. Nicht um das Wohl der Völker ging es primär, sondern um Herstellung und Festigung des nationalen Machtstaates. Das aus der Geschichte evident zu machen, verschwendeten alle preußischen Historiker ihr Talent und ihre Zeit. Jacob

Burckhardt wußte wohl, warum er eine Berufung nach Berlin ausschlug, denn „Macht an sich ist böse . . .“

Außerdem hatte sich ja im Hinblick auf die deutschen Verhältnisse die Prophezeiung von Gervinus als falsch erwiesen. Wenn anderwärts unbestritten Demokratie, Sozialismus, Masse als die großen Kräfte der Zeit von maßgebendem Wert für die staatliche und gesellschaftliche Ordnung waren oder wurden, Preußen-Deutschland, gestützt auf seine Armee und im Vertrauen auf die privilegierten Stände, glaubte, abseits stehen zu dürfen. Vor 50 Jahren war es beispielsweise die englische *Contemporary Review*, die mit Befremden die beiden absoluten Monarchen zeichnete, den russischen Zaren und den deutschen Kaiser, die, lebendige Anachronismen, sich mit allen retrograden Mächten verbunden hätten zur Vernichtung der Völkerfreiheit.

Inzwischen ist wieder ein halbes Jahrhundert vergangen, man ist vielleicht auch in Deutschland nunmehr geneigt, das Urteil über Gervinus zu revidieren. Am Ende hat er garnicht so falsch gesehen, am Ende war, was er und seine Freunde als ihre Aufgabe und Pflicht erkannten, nicht nur zeitgemäß, sondern im letzten durch die deutsche Überlieferung selbst bedingt. Eine solche Revision würde allerdings eine Revision des üblichen Urteils über die Bewegung von 1848 voraussetzen. Sie ist leicht gemacht durch die markante Darstellung, die wir Ricarda Huch verdanken; hier wird deutlich, wie 1848 ein folgenschwerer Wendepunkt gewesen ist. Man kehrt sich ab von den alten Göttern den neuen zu, die da heißen: Macht, Gewalt und Geld. Die damals ihre Heimat verließen und zu Hunderttausenden in USA einwanderten, sie kamen, wie man drüben gern anerkannte, als Vorkämpfer für Freiheit und Recht . . .

Wem „Freiheit und Recht“ mehr als nur schöne und tönende Worte, wem sie verpflichtende Werte sind und wem es darum zu tun ist, die treibenden Kräfte im Leben der Völker zu entdecken, der freien Völker, würde gewiß eine Neuausgabe dieser verschollenen Schrift des alten Streiters Gervinus mit Dank aufnehmen.

Wenn Sie sich über einen Zeitungsartikel ärgern, denken Sie selten an seinen Verfasser. Würden Sie an ihn denken, dann wäre Ihr Unwille rasch entwaffnet, sofern es sich dabei nicht um einen berühmten Mann handelt; denn wenn Sie in dem Artikel das Arbeitspensum eines armen Teufels sehen, der ihn des Nachts im Lärm eines großen Redaktionssaales verfaßt hat, dann wird Ihr Zorn sich in Mitleid verwandeln. Aber Sie betrachten die Worte, die Ihren Unwillen erregen, ja nicht als bloße Schriftzeichen auf dem Blatt, das Sie gerade in Händen halten: es scheint Ihnen vielmehr, als hörten Sie diese Worte von tausend Lippen wiederholt, so wie der Wind im Schilfe rauscht . . . und so hat der Artikel schließlich nichts mehr mit der nächtlichen Arbeit eines unverantwortlichen Journalisten gemein: er ist jetzt eine gewaltige kollektive Vorstellung, die in hunderttausend Köpfen spukt; und weil er eine kollektive Vorstellung ist, erscheint er uns so unselig und verhängnisvoll.

Aus Jean Paul Sartres „Situationen“ (Essais), in der Übersetzung von Brenner und Scheel bei Rowohlt, Hamburg 1956 (198 S. DM 9,80).

Der rote König von Preußen

Gedenkworte zum Tode Otto Brauns

In den letzten Jahren seines Lebens klagte der alte Mann mit scherzhaftem Unmut das Schicksal an, weil es ihn verschone, der schwer an der Last des Irdischen trage und stattdessen oft genug jüngere und tatkräftige Menschen sinnlos hinwegraffe. Nun ist sein gewiß aufrichtiger Wunsch erhört worden: kurz vor Vollendung seines 84. Geburtstages ist Otto Braun, der langjährige frühere preußische Ministerpräsident, in die Ewigkeit gerufen worden.

Fast bis zur Schwelle des 9. Lebensjahrzehnts erfreute sich Otto Braun einer bewundernswerten Rüstigkeit. Dann aber kam unaufhaltsam und rasch der körperliche Verfall, mit dem er sich tapfer und humorvoll, aber recht mühselig herumplagte. Die geistige Frische, die Aufgeschlossenheit, das lebendige Interesse vor allem an der politischen Entwicklung blieben ihm bis zu seinem Ende erhalten. Als ich ihn im Mai 1955 zum letzten Mal in Locarno besuchte, stellte ich zwar erschüttert fest, wie gebrechlich und hilflos dieser Hüne von einst geworden war; aber das Gespräch offenbarte mir bald, daß ich es nach wie vor mit einem Partner zu tun hatte, der keine Äußerung unbesehen hinnahm, sondern mit der für Otto Braun von jeher charakteristischen Mischung von Zähigkeit und Toleranz einen durchaus eigenen Standpunkt vertrat. Natürlich waren seine Anschauungen in einem gewissen Konservatismus verhärtet, und er beurteilte die deutsche wie die weltpolitische Situation nach den Vorstellungen, die seinen Mannesjahren gemäß sein mochten. Immerhin: er nahm zu der heutigen Zeit noch eindeutig Stellung, er lebte nicht fremd und interesselos neben ihr.

Wenn sich die heutige Generation an Otto Braun erinnert, dann ist immer das schlechte Gewissen im Spiel. Schon zu seinen Lebzeiten geriet er in unverdiente Vergessenheit, und wenn er auch nicht ganz schuldlos daran war, so ließ es doch der neue deutsche Staat ihm gegenüber an dem nötigen Respekt und der wünschenswerten Aufmerksamkeit fehlen. Dabei ist Otto Braun — in einem viel höheren und echteren Sinn als manche heute etwas krampfhaft zu Leben und Bedeutung wiedererweckten Zeitgenossen — eine der stärksten und profiliertesten Figuren der Weimarer Republik gewesen. Am 28. Januar 1872 in Königsberg geboren, erlernte der Arbeitersohn das Buchdruckerhandwerk, wurde Schriftsetzer, Redakteur und politischer Funktionär. Ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde er einer der wenigen sozialdemokratischen Abgeordneten des preußischen Landtags, der für die „Roten“ infolge des Dreiklassenwahlrechts damals so gut wie verschlossen war. Innerhalb der Partei rückte er in diesen Jahren bis in den zentralen Vorstand auf. Nach der Novemberrevolution wurde er zunächst preußischer Landwirtschaftsminister, um im Jahre 1921 als Ministerpräsident an die Spitze des größten deutschen Staates zu treten. Mit einer kurzen Unterbrechung hat er dieses

Amt bis zum 20. Juli 1932 innegehabt, als ihn der Staatsstreich Franz von Papens, des ahnungslosesten und unfähigsten Reichskanzlers der deutschen Geschichte, gewaltsam seiner Funktionen enthob.

Otto Brauns Laufbahn ist in gewisser Weise typisch für die eines begabten und strebsamen Arbeiters in jener deutschen Zeitenwende. Seine einmalige Besonderheit, das Gewicht seiner Persönlichkeit und sein hohes Ansehen bei Freunden und Gegnern werden aber durch äußere Umstände und Glückszufälle nicht erklärt: hier hat vielmehr eine staatsmännische Leistung von hervorragendem Wert Gestalt und Kontur gewonnen. Die Psychologen würden vielleicht sagen, daß schon Otto Brauns mächtige, wahrhaft an einen Turm gemahnende äußere Erscheinung seine Durchsetzungskraft und sein Ausstrahlungsvermögen begünstigte, und sie hätten dabei vielleicht nicht so ganz unrecht. Wer ihm gegenübertrat, fühlte sich irgendwie auch im körperlichen Sinne klein, und sein wohlgeformtes Gesicht mit den besonders typischen Augenbrauen verlieh ihm einen majestätischen Ausdruck.

Nicht mit äußeren Zwangsmethoden, nicht mit eiserner Hand, aber mit dem unbeirrbaren Willen zur Gestaltung einer demokratischen Staatsaufgabe hielt Otto Braun mehr als elf Jahre lang sein Koalitionskabinett von Sozialdemokraten, Demokraten und Zentrumsangehörigen zusammen. Die Opposition von Rechts, Deutsche Volkspartei und Deutschnationale, brachten in dieser Zeit unzählige Mißtrauensanträge gegen den Ministerpräsidenten und seine Regierung ein, wobei sie stets auf die Unterstützung der Kommunisten und der bis 1932 im preußischen Landtag bedeutungslosen NSDAP rechnen konnten. Paradoxerweise war man aber auch in durchaus konservativen Kreisen stolz auf diesen „bestgehaßten Mann Preußens“. Gerade in den rechten Bänken des Parlaments konnte man oft den Stoßseufzer der Genugtuung vernehmen, es gäbe zwar keinen deutschen Kaiser mehr, wohl aber noch einen König von Preußen. Otto Brauns imponierende Persönlichkeit ließ das Gefühl eines Vakuums, das Gefühl eines umgestürzten Thrones, einfach nicht aufkommen.

Bis mit den Aprilwahlen des Jahres 1932 die durch die Wirtschaftskrise emporgehobene braune Flut auch diese stärkste Bastion der Weimarer Republik überspülte. Nun geschah etwas menschlich Ergreifendes: der nüchterne und besonnene Realpolitiker Otto Braun litt bis in die Tiefen seiner Seele hinein, ja bis zur physischen Erschöpfung und Krankheit unter diesem Beweis schnödesten Undanks. Da durch das lawinenhafte Anschwellen der Radikalen von rechts und links eine neue Regierung auf parlamentarischer Basis nicht zu bilden war, überließ er in seinem nunmehr geschäftsführenden Kabinett die Zügel der Regierung seinem dienstältesten Ministerkollegen. Nach dem Staatsstreich vom 20. Juli hat er mit Haltung und Würde, aber illusionslos und ohne rechten Glauben die Sache des demokratischen und republikanischen Preußen vor dem zuständigen Gerichtshof vertreten. Nach dem 30. Januar 1933 veranlaßte ihn die Sorge um seine inniggeliebte, seit Jahren schwerkranke Frau, ins Ausland zu gehen. Das Dasein seiner Gefährtin konnte er dadurch nur noch um einige Monate verlängern. Fast 20 Jahre lebte er in einem sehr bescheidenen Exil in Ascona. Der Mann, der so viele Jahre an der Spitze eines 40-Millionen-Staates gestanden hatte, ließ es sich nicht nehmen, seine gelegentlichen Besucher selbst zu versorgen und zu bewirten. Wer aber zu

ihm kam, hatte nach wie vor das Gefühl, beim preußischen Ministerpräsidenten oder beim „König von Preußen“ zu Gast zu sein. Seine letzten Lebensjahre verbrachte Otto Braun in Locarno, wo ihn nunmehr der Tod ereilte.

Er hat nach dem Zusammenbruch des Hitlerregimes von sich aus keine Initiative ergriffen, nach Deutschland zurückzukehren: aber Deutschland hat ihn auch nicht gerufen, und das ist ein Manko, nicht nur für die heutigen Staatsmänner und Politiker, sondern auch für die Publizisten, für die öffentliche Meinung schlechthin. Die Geschichte ist jedoch immer gerechter als die Zeitgenossen und die unmittelbaren Nachfahren. Die heutigen mittleren und jungen Generationen wissen nichts mehr von Otto Braun, ja, sie kennen kaum noch seinen Namen, aber man darf wohl gewiß sein, daß deren Enkel und Urenkel diesen Namen mit allem Stolz und Respekt, wie er einem ebenso schlichten wie großen Mann gebührt, wieder lebendig machen werden.

ABER Wir verstehn uns baß,
Wir Germanen, auf den Haß.
Aus Gemütes Tiefen quillt er,
Deutscher Haß! Doch riesig schwillt er,
Und mit seinem Gifte füllt er
Schier das Heidelberger Faß.

Heinrich Heine, Nachlese 1850

Toynbee und Rußland

Auch der Historiker, der mit Toynbees grundsätzlicher Anschauung über den Sinn der Geschichte nicht übereinstimmt und seine historischen Kategorien in Frage stellt, wird nicht umhin können zuzugeben, daß Toynbees Lebenswerk, möglichen Irrtümern im Einzelnen und Zweifeln an seinem Gesamtaufbau zum Trotz, späteren Generationen als das historische Hauptwerk der Jahrhundertmitte erscheinen wird. So mag auch der Leser, der sich Klarheit über eines der wichtigsten Probleme unserer Zeit, die Beziehungen zwischen Sowjetrußland und dem Westen, verschaffen will, hoffen, von Toynbee Belehrung zu erfahren. Gewiß, das Thema nimmt in seiner zehnbändigen Studie keine zentrale Stellung ein, aber nicht umsonst rühmt man den praktischen Verstand, mit dem er, der von der klassischen Altertumskunde herkommt, politische Tagesfragen angeht.

Als Toynbee vor mehr als dreißig Jahren im Nahen Osten seine Studien betrieb, erkannte er, daß „die Traditionen und Sitten der modernen westlichen Kultur eine festere und dauerhaftere Gemeinschaft bilden, als dies Staaten vermögen, die sich in bestimmten Grenzen formen und lösen“. Im Orient fand er eine Gesellschaft und eine Kultur, die, in ihrem Ursprung der des Abendlandes verwandt, sich in Charakter und Entwicklungsgang von ihr unterscheidet. Er nannte sie die orthodox-christliche Gesellschaft. Die russische Gesellschaft und die russische Kultur sind eine Art Ableger von ihr, der — in „jungfräulichen Boden“ verpflanzt, auf dem es vorher noch keinerlei Zivilisation gegeben hatte — von Anbeginn seine eigene Richtung einschlug, da er früh von der Mutterpflanze des orthodoxen Christentums durch eine doppelte Barriere von Wasser und Steppe getrennt wurde. Diese Barriere konnte Rußlands Expansionsdrang erst im 18. Jahrhundert überwinden, zu einer Zeit, als es sich selbst als dem orthodoxen Mutterland weit überlegen empfand.

Seit dem 12. Jahrhundert herrschte im orthodoxen Mutterland eine wütende Feindseligkeit gegen das Abendland, die von der russischen Gesellschaft völlig geteilt wurde und erst mit der Verwestlichung der orthodoxen Kirche nachließ. Doch das Gefühl, daß der Westen anders und in vieler Beziehung minderwertig sei, beeinflusste das russische Denken weiter bis in unsere Tage. Zu den von den Russen des 19. Jahrhunderts am meisten diskutierten Themen gehörten die Beziehungen Rußlands zu Europa, wobei Europa nicht geographisch oder ethnisch verstanden wurde (waren doch die Russen Glieder der europäischen Völkerfamilie und das Zarenreich eine europäische Macht). Europa war zum kulturellen Begriff geworden, und zwar zum Inbegriff einer Kultur, die gleichzeitig anzog und abstieß, und dies nicht nur für die Russen: Im Prozeß der Europäisierung war der russische Zweig des orthodoxen Christentums dem älteren auf dem Balkan sesshaften Zweig um 100 Jahre voraus. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts stellte für viele orthodoxe Christen auf dem Balkan das halb-westliche Rußland den Kontakt zum Abendland her. In ihrer Sehnsucht nach einem neuen besseren Leben gerieten sie an Rußland. Hier, wie einer von ihnen schrieb, erhielten sie einen neuen Begriff von Freiheit

und Menschlichkeit, sie inhalierten gleichsam lebenspendende Luft. Aber wie Toynbee richtig bemerkt, war die Quelle dieses Lebenselixiers weder Rußland noch die Orthodoxie, die Quelle befand sich in Westeuropa und Amerika. Die Atmosphäre im Rußland des frühen 19. Jahrhunderts, die die ottomanischen Griechen so begeisterte, war eine rein westliche Atmosphäre, der Rußland lediglich Durchlaß bot. Die in diese Strömung Geratenen optierten, wenn auch unbewußt nicht für Rußland, sondern für den Westen. Schon wenige Jahre später wandte sich der Balkan nicht mehr nach Moskau oder Odessa sondern direkt nach Paris, und das antiwestliche Ressentiment, das für vieles im russischen Denken kennzeichnend blieb, verschwand auf dem Balkan völlig.

Für Toynbee ist die im Jahre 1703 durch Peter den Großen erfolgte Gründung von St. Petersburg eine symbolische Handlung, mit der Rußlands Weg nach Westen erst wirklich begann. Er setzt die Bedeutung dieser Gründung mit der von Konstantinopel druch Konstantin den Großen gleich. Es sind auch tatsächlich gewisse Parallelen in den Motiven beider Herrscher vorhanden. Beide wollten eine neue Ära heraufführen. Der römische Imperator wollte die hellenistische Welt dem Christentum zuführen. Der russische Imperator beschloß 1370 Jahre später, der moskowitischen Welt den Zugang nach Europa freizulegen.

„Dieser Zustrom westlicher Zivilisation belebte den christlich-orthodoxen Staatskörper mit frischer Energie und rüstete ihn mit nagelneuen Waffen aus.“ Die Verwestlichung war nicht nur ein Wendepunkt in der Geschichte Rußlands und der Orthodoxie, sie war ein Ereignis, das in den folgenden beiden Jahrhunderten seine Weltbedeutung erweisen sollte. Der Europäisierung hatten die Russen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre Siege über die Türken zu verdanken, die die Wiege und das Kernland des orthodoxen Christentums beherrschten. Der russische Sieg von 1774 — ein Sieg rechtgläubiger Christen — überraschte und erschreckte die Türken und veranlaßte sie, auch ihrerseits einen Versuch zur Europäisierung zu unternehmen, wenigstens soweit es die militärische Ausrüstung anging.

Die russische Europäisierung bildete nicht nur das Vorbild für die orthodoxen Christen des Balkans und ihre ottomanischen Herren. Rußlands Europäisierungsprozeß wurde zum Modell, dem andere außereuropäische Länder folgten.

Wenn wir Toynbee bis hierher folgen können, so kommen wir jetzt zu einem Punkt, mit dem wir ganz und gar nicht übereinstimmen. Toynbee identifiziert offensichtlich vielfach die moderne westliche Kultur mit den Wundern der Technik. Er sieht in Peter dem Großen nicht nur den Westler, sondern auch die Vorausnahme des homo occidentalis mechanicus neobarbarus des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, den man in eine Reihe mit Edison, Ford, Rhodes und Northcliffe stellen könnte. Moderne Kultur jedoch ist viel mehr als Wissenschaft und Technik, die lediglich zu den Nebenprodukten der westlichen Forschungsfreiheit und des westlichen Sinnes für persönliche Initiative gehören. Sie sind nicht denkbar ohne die Achtung vor der persönlichen Freiheit, ohne Toleranz. Diese Haltung war Peter dem Großen völlig fremd und unverständlich. Die Fehlleistungen im russischen Euro-

päisierungsprozeß sind nicht nur einem Versagen des Westens zuzuschreiben, wie Toynbee es in seinen wohl etwas zu stark simplifizierenden Radiovorträgen „Die Welt und der Westen“ ausführt, sondern auch dem bewußten Nachdruck, mit dem sie sich die abendländischen technischen und materiellen Errungenschaften anzueignen trachteten, ohne echtes Verständnis für das ihnen zugrundeliegende Ethos. Und die kommunistische Überbewertung des wirtschaftlichen Fortschritts hat sowohl in Sowjetrußland wie in Asien diese Tendenz noch erheblich gesteigert. Vielfach handelte es sich bei Europäisierungsversuchen nur darum, die moderne technische Ausrüstung zu erlangen, die es erlauben würde, die außereuropäische Kultur gegen den Westen zu verteidigen, während das Ethos des Westens verzerrt und hochmütig zurückgewiesen wurde.

Seit dem 16. Jahrhundert hatte sich in Rußland eine starke Selbstgefälligkeit entwickelt, die in der Überzeugung gipfelte, die russische Gesellschaft und Kultur trage die Zukunftshoffnungen der Menschheit in sich. Eine ähnliche Überzeugung, nur tiefer in der Vergangenheit verwurzelt, lebte in Peking und etwas abgeschwächt auch in Tokio. Die fern-östlichen Gesellschaften kamen 200 Jahre und die nah-östlichen 100 Jahre später mit dem Abendland in Berührung. So waren die Russen die ersten, die in Wettbewerb mit dem modernen Westen um „die geistige Unterwerfung aller nichtrussischen und aller nichteuropäischen Gesellschaften traten, aber damit nicht zufrieden, besaßen die Russen noch die außerordentliche Kühnheit, den Krieg ins feindliche Lager zu tragen und den russischen Glauben im europäischen Mutterland zu predigen.“

Rußland tat dies im Namen eines Europäers, im Namen von Karl Marx, der, um es in Toynbees Worten zu sagen, seinen Finger auf eine Stelle im Leben Europas legte, die tatsächlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dringend reformbedürftig war. Marx aber hatte den Blick für alles andere außer diesem einen Punkt verloren, daher war das von ihm gefundene Heilmittel schädlicher als die Krankheit selbst. Viel weittragender als in Europa war die Wirkung der russischen Glaubenspredigt in den außereuropäischen Ländern. Selbstverständlich wurde dieser Glaube nicht in den alten Formen der christlichen Orthodoxie gepredigt: der Kommunismus bot unendlich größere Chancen, nicht nur weil er ein Produkt des Zeitalters des Wissenschaft- und Technikglaubens ist, sondern weil er eine ursprünglich europäische Kritik an Europa ist, die leicht gegen Europa angewendet werden kann.

In einem oberflächlichen Europäisierungsprozeß kann die Technik leicht zum Dämon werden und der Kontakt zur modernen westlichen Kultur zersetzend wirken. Peters westliche Reformen betrafen nur die Modernisierung des Heeres, der Verwaltung und der Erziehung. Nach der gleichen Methode gingen die preußischen Reformer vor, die nach dem Zusammenbruch von 1806 Preußen für den Kampf gegen moderne westliche Ideen stärken wollten, indem sie Heer, Verwaltung und Erziehung auf ein Niveau zu heben trachteten, das noch über den Errungenschaften des Westens lag. Aber sie beließen die Grundlagen ihrer Gesellschaft autoritär und verwarfen den zivilen Geist der bürgerlichen Gesellschaft des Westens. Das preußische Exempel machte nach 1868 in Japan Schule. In wenigen Jahren hatte Japan nicht nur Rußland und alle außereuropäischen Länder in der Organisation seines Militärwesens, seiner

Verwaltung, seiner Industrialisierung und seines Erziehungssystems überflügelt, sondern das Niveau des Westens erreicht.

Dennoch brachen Preußen und Japan — nach anfänglichen Erfolgen — in der Krise, die sie selbst heraufbeschworen hatten, zusammen, weil sie nicht genügend europäisiert waren, das heißt, weil ihre Gesellschaft nicht genügend liberalisiert war. Der autoritätsfromme und „kollektive“ Charakter, den Preußen und Japan als Kennzeichen ihrer Überlegenheit und Quelle ihrer Kraft nicht hoch genug preisen konnten, erwies sich bei einer ernsthaften Prüfung als fundamentale Schwäche.

Toynbee begreift die Entwicklung des modernen Westens seit dem 17. Jahrhundert ganz simpel als eine Ersetzung der Theologie durch die Technik. Liberalismus, Faschismus, Kommunismus erscheinen ihm als Säkularideologien, die, auf der gleichen Grundlage fußend, im modernen Westen als Substitute für das Christentum entstanden sind. Er unterscheidet nicht zwischen dem Liberalismus als einem legitimen Ausdruck der westlichen Kultur, in der die Ideale des klassischen Humanismus und der christlichen Frömmigkeit weiterleben, und dem Faschismus und Kommunismus, der westliche Kultur und christliche Frömmigkeit verwirft. Toynbee setzt Liberalismus mit Kapitalismus und Freier Wirtschaft gleich.

Durch die Überbetonung der technischen und materiellen Seite gelangt Toynbee zu der Annahme, Industrialisierung und moderne Bewaffnung brächten von selbst echte Zivilisation mit sich. Er zitiert beifällig Gibbons optimistische Ansicht im 38. Kapitel seiner „History of the decline and fall of Romain Empire“: „Europa ist vor jedem künftigen Barbarenüberfall sicher, denn bevor diese Europa wirklich erobern können, sind sie keine Barbaren mehr. Ihre stufenweisen Fortschritte in der Kriegswissenschaft werden immer verbunden sein — wie wir es am Beispiel Rußlands sehen können — mit den entsprechenden Fortschritten in den Künsten des Friedens und des zivilisierten Verhaltens.“

Nun, Gibbon war ein rationalistischer Liberaler des 18. Jahrhunderts, er konnte unmöglich das Aufkommen der Faschisten und Kommunisten vorhersehen, die bei all ihrer Fortgeschrittenheit im Waffenhandwerk sehr wohl Barbaren bleiben konnten und sogar voller Hochmut alle Künste des Friedens und des zivilisierten Verhaltens verachteten. Toynbee teilte Gibbons Optimismus, als er in dem 1934 veröffentlichten ersten Teil seines Werkes schrieb: „Selbst wenn den russischen Kommunisten eines Tages die Möglichkeit geboten würde, die Hoffnung ihrer Anhänger zu erfüllen und sich von Rußland aus über den ganzen Erdkreis auszubreiten, so würde doch ein weltumfassender Sieg des Kommunismus über den Kapitalismus nicht den Untergang der abendländischen Kultur bedeuten.“

Toynbees Werk reflektiert nicht nur die Wandlungen seiner eigenen Ansichten über Rußland, sondern auch die gutinformierter anderer Beobachter. Als der zweite Teil seines Werkes im Jahre 1939 erschien, war er nicht der einzige, der die wachsende patriotisch-russische Tendenz im Stalinismus bemerkte hatte. Diese Tendenz kam nicht von ungefähr: Als Lenin die Revolution begann, proklamierte er den völligen Bruch mit der russischen Vergangenheit und den Beginn eines von Grund auf neuen Kapitels in der Geschichte

der Menschheit. Ähnliche Proklamationen kennen wir aus dem Jahre 1 der französischen Republik. Ursprünglich wollte die französische Revolution Frankreich im Geist von Locke und Montesquieu reformieren, bald aber betrachtet sie sich als die Inauguration einer neuen Ära der Freiheit des Menschengeschlechts. Die Politik der Zentralisation und Expansion aber folgte dem Werk Richelieus und Louis XIV. Und die Revolutionäre, ohne blasse Ahnung davon, was Freiheit wirklich bedeutet, erlagen dem Geist des Dogmatismus und Absolutismus, der für das ancien régime so charakteristisch war.

In ähnlicher Weise setzten sich nach 1934 die russische nationale Tradition und der Nationalcharakter wieder mehr und mehr in der russischen Revolution durch. So konnte Toynbee in der Sowjetunion „eine stark ausgeprägte Tendenz feststellen, die dahin zielte, auf die Liebe zur Menschheit weitgehend zu verzichten und sich auf den Teil der Menschheit zu konzentrieren, der innerhalb der Grenzen der Sowjetunion lebt“. Der sowjetische Kommunismus scheint sich gegenwärtig von der Anbetung der Menschheit zu emanzipieren und sich der Verehrung einer privaten Gottheit nach der Art von Stammesgöttern zuzuwenden . . .“ Gewiß, der Kommunismus bietet auch für Elemente der Götzenverehrung Raum, aber die Beziehungen zwischen dem russischen traditionellen Missionseifer und dem internationalen Glauben, der den Kommunismus beseelt, sind weitaus komplexer, als Toynbee und mit ihm viele andere 1939 glaubten. Die Ereignisse nach 1945 desillusionierten manchen, der auf eine nationale Normalisierung des Stalinismus hoffte.

So fand sich das Abendland in der Mitte des 20. Jahrhunderts einer unerwarteten Situation gegenüber. Denn seit Gibbon und bis in unsere Tage glaubte sich die westliche Kultur frei von äußerer Bedrohung. Dies war für das Abendland zunächst eine neue Erkenntnis gewesen, denn noch 1683 hatten die Türken vor Wien gestanden, und während seiner ganzen vorangegangenen Geschichte hatte der Westen immer wieder gegen außereuropäische Aggression um seine nackte Existenz zu kämpfen gehabt. Erst das 18. und 19. Jahrhundert brachte nur noch „Familienzwistigkeiten“. Auch die Russen, soweit sie an den Kriegen dieser Epoche beteiligt waren, kämpften als europäische Macht. Doch schon im 19. Jahrhundert lehnten russische Denker wie Danilewskij die europäische Position Rußlands ab. Sie standen auf dem Standpunkt, Rußland sei zu groß, um nur eine unter den europäischen Mächten zu sein, es sei eine Welt für sich. Danilewskijs apokalyptische Vision eines Kampfes zwischen Rußland und Europa, der die Zukunft der Menschheit entscheiden würde, realisierte sich zu seiner Zeit nicht. Im Gegenteil, Rußland machte rasche Fortschritte auf dem Weg zu echter Europäisierung. Es wurde mehr und mehr zu einem integralen Bestandteil Europas und trat 1914 als Verbündeter Englands und Frankreichs in den Ersten Weltkrieg ein.

Der Krieg war 1914 weder ein Wettlauf um die Weltherrschaft, noch ein Kampf um die Herrschaft über menschliche Seelen. Erst 1917 wandelte sich sein Charakter. Lenin löste Rußland aus dem Bund mit dem Westen und wandte es Asien zu, das er als einen Verbündeten für den seiner Meinung nach unvermeidlichen künftigen Kampf gegen das Abendland betrachtete. Und er machte Peter des Großen symbolische Verlegung der russischen Hauptstadt von Moskau nach Petersburg rückgängig.

Die kommunistische Herrschaft in Rußland ließ antiwestliche Bewegungen in

Mitteleuropa und Asien entstehen und setzte den Rahmen für den Zweiten Weltkrieg, der sich vom Ersten fundamental unterschied. Dies war kein Krieg mehr innerhalb der europäischen Gesellschaft, es war ein Kampf um die Weltherrschaft und um die Gewinnung von Seelen. Deutschland und Japan kämpften gegen den Geist und die Traditionen des Abendlands. Nach ihrer Niederlage setzten die Sowjets den Kampf fort.

1939 hatte sich der Westen unter Führung Großbritanniens der national-sozialistischen Gier nach Weltherrschaft widersetzt. 1947 übernahmen die USA die Führung des Westens in seinem Widerstand gegen die sowjetische Forderung nach Beherrschung der Welt. In den 30er Jahren unseres Jahrhunderts behaupteten die faschistischen Rädelsführer, der Faschismus sei der Weg der Zukunft und der Westen sei dank seiner moralischen und sozialen Minderwertigkeit dem Untergang geweiht. Die gleiche Überzeugung vertreten die kommunistischen Machthaber der 50er Jahre. Faschisten wie Kommunisten verlangten eindeutig die Weltherrschaft. Aber Volk und Regierung der Vereinigten Staaten schrakten auch dann noch davor zurück, die Führung der Welt zu übernehmen, als keine andere Wahl mehr blieb. Was sich auch immer gegen diese Rolle einwenden läßt, die USA mußten sie hinnehmen, sie war ihnen gegen ihren Willen auferlegt worden. Es ist daher völlig unhaltbar, von der Nachkriegsperiode als von einem Wettlauf der USA und der UdSSR um die Herrschaft in der Welt zu sprechen, wie Toynbee es tut.

Als Toynbee den letzten Teil seines Werkes schrieb, beherrschte der wachsende Konflikt zwischen Sowjetrußland und Amerika seine Gedanken. Er verzichtet darauf, sich als Prophet zu gebärden, zu genau kennt er die Grenzen der Menschen im allgemeinen und die der Historiker im besonderen.

„Unter den gegenwärtigen so prekären und so zwiespältigen Verhältnissen wäre ein dogmatischer Optimismus ebenso verfehlt wie ein dogmatischer Pessimismus. Unsere Generation hat sich mit der unangenehmen Erkenntnis abzufinden, daß sie Problemen gegenübersteht, die ihre Existenz aufs äußerste gefährden, und daß es in diesem Zeitpunkt unmöglich ist, irgendetwas über den Ausgang auszusagen.“

Die innere Schwäche des Sowjetsystems wie jedes anderen totalitären Systems hat Toynbee klar erkannt: Die kommunistische Gesellschaft, die sich so gern als Vaterland und Paradies der Werktätigen anpreist, ist ausgerechnet in dieser Hinsicht ein Jahrhundert hinter der westlichen Gesellschaft zurück. „Wenn man das Proletariat als eine Klasse definieren kann, deren Mitglieder keinen festen Halt in der Gesellschaft, in der sie sich befinden, haben und keinen Einfluß auf die Gestaltung ihres eigenen Lebens“, schreibt Toynbee, „so trifft dies auf die Land- und Fabrikarbeiter in der UdSSR des 20. Jahrhunderts ebenso zu wie auf jene im England des 19. Jahrhunderts. Auch über die Unbeliebtheit der Russen in den osteuropäischen Ländern, gibt Toynbee sich keinerlei Zweifeln hin.

Seltsamerweise unterschätzt er jedoch offensichtlich die zentrifugalen Tendenzen der innerhalb der UdSSR lebenden nichtrussischen Völker, besonders der Ukrainer, der Tadshiken, Usbeken, Kirgisen und Kasachen, obwohl er sich über die Unvereinbarkeit der marxistischen Ideologie mit den Nationalismen völlig klar ist. Es scheint ihm auch nicht bedeutungsvoll zu sein, daß die Ukrainer und die baltischen Völker sich vielfach mehr als westliche Avant-

garde gegen Moskau denn als Moskaus Avantgarde gegen den Westen empfinden.

Wir müssen es Toynbee als Zeitgeschichtler hoch anrechnen, daß er 1952 erklärte, die Spannungen zwischen Amerika und Sowjetrußland in den 50er Jahren würden nicht zum Kriege führen, sondern sich ohne Eclat, ähnlich den englisch-russischen Spannungen in den 1880er Jahren lösen. Toynbees Parallele entspricht nicht ganz den wirklichen Verhältnissen. Im 19. Jahrhundert standen sich England und Rußland als Rivalen um ganz bestimmte, begrenzte Ziele gegenüber, keiner von beiden hatte messianistische Prätionen. Gegenwärtig aber handelt es sich um Spannungen zwischen der UdSSR und der gesamten übrigen Menschheit, die USA sind nur dank bestimmter geographischer und historischer Bedingungen die stärkste Einzelmacht davon.

Dennoch ist die Hoffnung Toynbees, die UdSSR werde sich von einem Krieg zur Durchsetzung ihrer Ziele abhalten lassen, wohl gerechtfertigt. Der Grund hierfür liegt weniger in irgendwelchen Parallelen zur Vergangenheit als viel mehr in der noch nie dagewesenen Tatsache, daß die Völker des Westens, schon ehe die Sowjetunion offen ihre aggressive Tätigkeit begann, sich zu einem festen Verband zusammengeschlossen haben. Dies ist auch Toynbees Meinung nach die stärkste Stütze zur Aufrechterhaltung des Friedens. Aber wenn er die Stabilisierung des Weltfriedens von einer Konstellation erwartet, in der die Sowjetunion etwa die Rolle spielen würde wie „die parthischen und Kuschan-Mächte im Transeuphrat-Hinterland einer hellenistischen Welt“, so überfordert er damit bei weitem die schon viel mißbrauchte, gefährliche und einseitige Parallele zwischen unserer Situation und der der Alten Welt. Man kann weder den Westen mit dem Römischen Reich vergleichen, noch darf man die treibende Kraft der russischen imperialistischen Ambitionen und die revolutionäre Dynamik des kommunistischen Messianismus unterschätzen, für den die parthischen und Kuschan-Mächte keinerlei Parallele bieten.

Es hieße aber Toynbee Unrecht tun, wollten wir diese Diskussion Rußlands auf vorwiegend politischem Gebiet abschließen lassen. Viele wichtige und aufschlußreiche Erkenntnisse Toynbees finden sich in den Fußnoten, und in einer dieser Fußnoten heißt es, daß die Russen in der Rolle des Herrschers immer am wenigsten getaugt hätten, aber in einer anderen Rolle Einmaliges gegeben hätten, nämlich in der Rolle des Dulders. „Das edle Heer der russischen Märtyrer, dessen Reihen unaufhörlich von Generation zu Generation durch unerschrockene Freiwillige aufgefüllt wurden, bezeugt vom 11. bis zum 20. Jahrhundert eindeutig, daß die tyrannische Ader immer wieder ausgeglichen wurde vom Geist selbstloser Liebe, die keine Furcht kennt vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht zerstören können.“

Vielleicht besteht die russische Tragödie unserer Zeit — eine Tragödie, die einen großen und edlen Teil der Menschheit und damit die ganze Menschheit umfaßt — in der Tatsache, daß die sowjetischen Machthaber nicht nur das russische Regiment in seiner schlechtesten Form demonstrieren, sondern daß sie den Protest russischen Märtyrertums zum Schweigen gebracht haben, so daß der Sinn und der unerschrockene Einsatz für Wahrheit und Menschenwürde nicht länger das russische Leben durchleuchten, wie er das selbst in den schwersten Zeiten des Tatarenjochs noch vermochte.

Mäzenas als Sozialingenieur

Die Arbeitsphilosophie der amerikanischen Foundations

Anfang Februar ging eine rührende kleine Geschichte durch die amerikanische Presse. Sie handelte, wie die meisten amerikanischen Rührstückchen tun, die nicht vom Glück kleiner Mädchen berichten, von einem kleinen Jungen. Der Knabe, zwölf Jahre alt und vorgestellt als Jonathan Shapiro aus New York, ging nämlich ins elegante Büro der Ford-Foundation und erklärte den Herren dort, er sei Präsident des Clubs junger Erfinder und brauche eine Zuluße, um in die Raketenforschung einsteigen zu können. Die Ford-Leute berieten auf der Stelle über das Problem und bewilligten eine Schenkung von sechs Dollars. Soweit die Meldung. Man kann ihr zweierlei entnehmen. Erstens spiegelt das Vorgehen des Jungen die Überzeugung, daß wissenschaftliche Bemühungen, wie überhaupt Vorstöße in Neuland, Anspruch auf die Unterstützung derer haben, die über finanzielle Mittel verfügen, daß Geld arbeiten muß. Zweitens aber zeigt sich, wie weit verbreitet die Ansicht ist, die großen amerikanischen Stiftungen hätten Geld für alles und jedes, was in irgendeinen Zusammenhang mit der Fortbildung der Zivilisation gebracht werden kann. Beide Gesichtspunkte nehmen in der Geschichte der Foundations einander widerstrebend wichtige Plätze ein. Aber der erste ist der weit wichtigere. „Science — the endless frontier“ war der Titel eines 1950 erschienenen wichtigen Buches über die wissenschaftliche Bildung, und nirgends in der Welt ist der Glaube an das Grenzzertum der Wissenschaft, wenn auch nicht der im Vergleich schlecht bezahlten Wissenschaftler, so lebendig wie in den Vereinigten Staaten. Man entwertet diese Überzeugung nicht, wenn man sie als einen Kinderglauben an die technische Utopie bezeichnet. Sie nährt die Hoffnung, daß der Mensch durch die Beherrschung der Natur schließlich sich selber wiederfinden könne.

Die Ford-Foundation, die wenige Wochen, ehe sie diese kleinste Schenkung in der Geschichte der Stiftungen machte, auch die größte, nämlich 500 Millionen Dollar an 615 verschiedene Hochschulen angekündigt hatte, ist verhältnismäßig spät auf den Schauplatz der großen philanthropischen Unternehmungen getreten. Als Henry Ford 1947 starb, erbt die schon bestehende Stiftung 90 % seines Nachlasses im Kurswert von eineinhalb Milliarden Dollars. Die Großartigkeit dieser Summe zur privaten Förderung von Erziehung, Wissenschaft und Wohlfahrt wird nicht dadurch beschränkt, daß sie von der Steuergesetzgebung in gewisser Weise erzwungen wurde. Es gilt zwar als ausgemacht, daß von den 3000 amerikanischen Stiftungen, die in den letzten 25 Jahren zu den „klassischen“ Fonds hinzu traten, ein erheblicher Teil den Erben großer Vermögen gesetzlich unerlaubte Sinecuren verschaffen sollte, aber über die Leistung sagt das wenig aus. Fundamente des Weltruhms der Foundations errichteten vor vierzig und fünfzig Jahren, ehe Amerika an Steuern dachte, die Rockefellers und Carnegies. Die Philosophie aber, die ihrem

Mäzenatentum zugrunde lag, ist älter als Amerika und hat ihre Ursprünge in den calvinistischen Ausprägungen protestantischer Religiosität, die das öffentliche Leben in ihren Heilsplan einschließen. Die Gemeindegemeinschaft, das „in der Gemeinde leben“, ob in der konfessionellen oder bürgerlichen oder Schulgemeinde, mag dann umgekehrt auf die Überzeugung nicht unbeträchtlich eingewirkt haben, daß „der Mensch kein natürliches Recht haben kann, das im Widerspruch zu seinen sozialen Verpflichtungen steht“ (Jefferson an das Komitee der Baptistengemeinde in Canbury, Conn. am 1. 1. 1802).

Wohltätigkeit gehört zu den wichtigsten dieser Verpflichtungen, sei es um die Gefahren abzuwenden, die der Gemeinde durch überhandnehmende Armut drohen, sei es um den Obulus für einen Reichtum zu entrichten, dessen Erwerb zwar als gottgefällig, dessen Genuß aber als sündhaft gilt. Eine Art Selbstbesteuerung also. Da die meisten Kirchen und Sekten für rigorose Trennung von Kirche und Staat eintraten, blieben Nehmen und Geben als religiös bestimmte Handlungen lange ohne Kontakt mit der Politik. Am deutlichsten wirkt diese Haltung noch heute im amerikanischen Erziehungswesen nach. Der schon erwähnte 500 Millionen Dollar-Segen der Ford-Foundation fiel mitten in eine erregte Auseinandersetzung darüber, wer die immer teurer werdende Erziehung der jungen Amerikaner künftig in erster Linie bestreiten solle — der Staat oder die Gesellschaft. Nur flüchtig sei daran erinnert, daß sieben von den zehn Colleges, die vor der Revolution die höhere Erziehung leisteten, auf presbyterianische, congregationale (John Harvard, Elihu Yale, Lord Dartmouth), baptistische oder reformierte Erbschaften, Stiftungen oder Wohltäter zurückgingen.

Die erste bekannte Stiftung, die den Rahmen proportionaler Selbstbesteuerung bei wachsendem Einkommen durchbrach, in den sich die Oberklasse im 19. Jahrhundert einfügte, war der Peabody-Fund, der von 1867 bis 1914 bestand und mit einem Anfangsvermögen von einer Million Dollar den Opfern des Bürgerkriegs im Süden helfen sollte. Seine Gründung war nichts weniger als eine private Antwort auf das Versagen der Union, den Südstaaten nach ihrer Niederlage den Anschluß an den Lebensstandard des Nordens zu verschaffen. Der Selfmademan George Peabody war im Gegensatz zu der herrschenden Meinung, die in der Zugehörigkeit zu einer der beiden Lager ein sozusagen biologisch untermauertes Bekenntnis zu sehen beliebte, der Ansicht, daß politische Schicksale den Menschen mehr oder weniger aus den Umständen seiner Geburt oder Erziehung anfallen. Er versuchte deshalb die Gleichheit der Chancen für die Unterlegenen durch Verbesserung ihrer Erziehung herzustellen. Dabei entwickelte der Fund eine später von fast allen Foundations übernommene erste Technik des Dotierens. Er verband seine Gaben, deren Empfänger selbstverständlich er bestimmte, mit der Bedingung, daß eine gleiche Summe von anderer Quelle, in diesem Fall von den Wiederaufbaubehörden, beigesteuert werde. Dadurch „vergrößerte“ er nicht nur das ihm zur Verfügung stehende Vermögen, sondern auch seine Einflußmöglichkeiten. Denn wenn die öffentliche Hand eine Institution unterstützen wollte, die der Peabody-Fund nicht unterstützte, etwa weil dort Neger diskriminiert wurden, mußte sie das Doppelte von dem anlegen, was nötig war für ein Unternehmen, das der Fund begünstigte. Nicht zuletzt dem Erfolg dieser

ökonomischen Verwendung des Stiftungseinflusses ist es zu verdanken, daß der Fund im „Southern Education Board“ und dann im „General Education Board“ 1902 berühmte Fortsetzer fand.

Die beiden Education Boards sind schon mit dem Namen Rockefeller verknüpft. Über John D. Rockefellers Aufstieg mit der 1870 in Cleveland, Ohio, auf einem Kapital von einer Million Dollar begründeten Standard Oil Company ist soviel Papier verdruckt worden, daß hier nur auf zwei Umstände hinzuweisen ist, die für Rockefellers Stiftungen außer der enormen Zuwachsrate des Familienvermögens wichtig wurden: 1. die durch innige Bindung an die Mutter verstärkte baptistische Erziehung und 2. die aufs Große, auf soziale Veränderung abzielenden Bedingungen, die er mit seinen Dotationen verband. Institute gründen oder fördern, sozialhygienische Feldzüge finanzieren, war eher seine Sache, als kleine Projekte am Leben zu halten. Dabei gab er selten allein, sondern bestand auf der Anteilsammlung à la Peabody. Er verlangte Rechenschaft über die ökonomische Verwendung der gestifteten Summen und unterstütze niemals fallierende Unternehmen.

Auch der General Education Board begann mit einer Million die Erziehung in den Südstaaten zu verbessern. Da aber bessere Schulen von der Hebung des Steueraufkommens der verarmten Landwirte abhingen, dieses von intensiverer Bodenbestellung und die wiederum von regulierter Bewässerung, griff der Board bald genug in die gesamte Wirtschaftsstruktur ein. Unter anderem kam er seinem Ziel dadurch näher, daß er die Farmerkinder für Anbau- und Hauswirtschaftswettbewerbe gewann, die den Alten die Vorteile der propagierten Reformen klarmachten. So setzte der Board mit List und Ausdauer Exempel, die dann, nachdem sie in kleinen Kreisen sich bewährt hatten, stützpunktartig vervielfacht wurden.

Ein anderes Beispiel dieser Art bieten die medizinischen Aktivitäten des Commonwealth Fund, der 1918 von Mrs. Stephen V. Harkness, der Witwe eines Rockefeller-Teilhabers, gestiftet wurde. Die Interessen der presbyterianischen Gründerin galten zuerst den Problem-Kindern des Ersten Weltkriegs. Aus der Beschäftigung mit der Jugendkriminalität ergab sich die mit der Gesundheit, man brauchte Kliniken, und man brauchte geschulte Kräfte zur Betreuung der Kinder, deshalb ließ man fremde Professoren lesen und verteilte dann Stipendien für Psychiater. Eine Publikationsstelle folgte, und schließlich wurde die Aufmerksamkeit auf die Notwendigkeit gelenkt, Forschung und Pflege großen Stils miteinander zu verbinden. Edward S. Harkness, der Sohn, legte den Grundstein zum berühmten Medical Center von Manhattan.

Dieser Verbreitungsmethode erwünschter Einrichtungen entsprach in etwa auch die Verbreitung der Stiftungen selber. Nicht nur, daß die Trustees, die Treuhänder der Foundations, überwiegend aus dem persönlichen Bekanntenkreis des Stifters gewählt wurden, auch die Mitgliedschaft des Stifters in Aufsichtsgremien von Kirchengemeinden, Schulen und dergleichen führte zur Bildung neuer philanthropischer Stationen.

Dem General Education Board folgte 1913 die Rockefeller Foundation, aus ihr erwuchs 1915 der China Medical Board, die International Health Commission, aus der wieder der gleichnamige Board hervorging und so weiter.

Die internationalen Funds der Frühzeit haben vorwiegend zwei außerameri-

kanische Ziele: England mit seinen Dominien und China. Während die Verbindung mit England oft der Pietät entspringt und nicht selten zur Erhaltung historischer Denkmäler erhebliche Summen aufwendet, geben die chinesischen Stiftungen in der Regel die im Anfang des Jahrhunderts von Deutschland übernommenen medizinischen Errungenschaften verbessert weiter. Die großen Hoffnungen, die Amerika in China setzte und nun betrogen sieht, spiegeln sich in diesen Investitionen. Von nicht geringerer Bedeutung waren die Gelder die nach Südamerika in Form von Krankenhäusern oder Ausbildungsbeihilfen flossen und fließen. Schon im Ersten Weltkrieg wurden Hilfsmittel an armenische Heimatvertriebene verteilt, und seitdem nimmt der Nahe Osten mehr und mehr Raum in den Berechnungen der Foundations ein. Man wird zugeben, daß diese Vermehrungen der Stiftungen, auf eine Sozialkarte projiziert, eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Siedler- und Vorpostenkarte der Kolonialzeit haben würde.

Ein denkwürdiges Beispiel der dieser imaginären Kartographie entsprechenden Politik der Rockefeller-Gruppe sind die Punkte, die Frederick T. Gates, den Rockefeller I sich von der Erziehungsorganisation der Baptisten wegholte, 1905 dem Stifter zu bedenken gab. Gates fragt zuerst nach dem vermutlichen Trend der sozialen Bedürfnisse und danach, welche von sich aus die Unterstützung der öffentlichen Hand anlocken würden, und schlägt dann außer den bekannten Foundations einen Fund zur Pflege der Künste und des künstlerischen Geschmacks in den USA vor, der für die Entwicklung einer amerikanischen, gleich der griechischen Nationalkunst zu sorgen habe. Ein anderer soll die Agrarwissenschaft fördern, was heutzutage ja der Staat in großem Umfang tut. Einer soll die bürgerlichen Tugenden, ein vierter in der ganzen Welt die christliche Ethik fördern. Diese Stiftungen aber, und da verrät sich Gates' frappierende Einsicht in die Notwendigkeit der Repräsentation, sollten jeweils so groß sein, daß ein Mann, der einen Treuhänderposten einnehme, sofort eine öffentliche Figur werde, und daß die Verwaltung eine öffentliche Angelegenheit sei und die Aufmerksamkeit der Intelligenz in aller Welt auf sich lenke. In der Tat waren die Trustees der ersten Jahrzehnte fast in allen Foundations Männer von nationalem Ruf, wie Abraham Flexner in seinem Buch „Funds and Foundations“ ausführt, nicht selten Präsidenten oder Fast-Präsidenten der Vereinigten Staaten. Die hauptamtliche Verwaltung aber lag bis heute stets in den Händen von Akademikern, unter denen anfänglich die Pfarrer, dann die College-Präsidenten besonders zahlreich waren. Diese Schicht gilt als links-intellektualistisch. Die Macht, die sie auf sich vereint, ist erheblich; aber es scheint dem auswärtigen Beobachter doch verfehlt, wenn der Kongreßausschuß, der 1954 die Stiftungen angriff, sie verdächtigt, linksradikale Strömungen zu unterstützen. Nach Lage der Dinge scheint eher der Ausschuß gewisser Sympathien für rechtsradikale Tendenzen verdächtig, die sich gegen englandfreundliche Liberalität, ja Weltaufgeschlossenheit schlechthin wenden.

Medizin, Erziehung, insbesondere Negererziehung und Hochschulwesen, und Verbindung mit Großbritannien sind die drei großen Gebiete, auf denen sich die Foundations der ersten Welle aus einem Impuls der Verantwortlichkeit für das angesammelte Vermögen betätigten. Das war bei Rockefeller kaum

anders als bei Julius Rosenwald, bei Guggenheim, Russel Sage, Edward Filene, Mrs. Harkness oder Carnegie. Um das Ausmaß dieser Verantwortlichkeit zu ermessen, muß man freilich wissen, daß um die Jahrhundertwende, während Carnegie ein Jahreseinkommen von 23 Millionen Dollar hatte, der amerikanische Arbeiter 400-500 Dollar im Jahr verdiente. Die Oberklasse, die durchaus nicht, wie man hier gerne glaubt, geradewegs aus dem Kellerloch aufgestiegen war, sondern zum nicht geringen Teil auf zwei oder drei Generationen solider Wohlhabenheit vor dem Industrialisierungsboom zurückblicken konnte, war gerade dabei, ihre Erbinnen an europäische Duodezfürsten zu verheiraten, ehe sie sich aus dem Gefühl ihrer „Verpflichtung“ heraus in ihren kopierten Loire-Schlössern an der Fifth-Avenue, in Boston oder Virginia zu Tode langweilten. Außer Thomas Manns „Dollar-Königlicher Hoheit“ ist auch Winston Churchills Mutter aus diesem Milieu hervorgegangen.

Es war also ein Bedürfnis, ein Ausweg aus einer sozialen Zwangslage, keine Laune, daß Carnegie zwischen 1889 und 1911 den Grundstock für 2 800 öffentliche Bibliotheken legte, daß er 1905 und 1911 mit zwei Stiftungen das Altersversorgungssystem für Lehrpersonal begründete. Daß die Carnegie-Stiftungen 1926 der modernen Kunst in den amerikanischen Sattel halfen und der Erwachsenenbildung Eingang verschafften.

Vielleicht ist es nicht rein zufällig, daß der Erwachsenenbildung einer der letzten großen Feldzüge galt, ehe die Foundations mählich von der Unterstützung der Institutionen auf die Förderung von Einzelprojekten übergingen. Bei Carnegie wie bei Rockefeller übernahmen neue Leute die Verwaltung. Wäre nicht denkbar, daß ihr Interesse an einzelnen, begrenzten Forschungsaufträgen der Unsicherheit der Zeit entsprang? Waren es nicht die Jahre, in denen Amerika das Zutrauen zu seiner Utopie verlor, in denen die enttäuschten Massen Verdacht schöpften gegen die Träger des Fortschrittsmythus, die Intellektuellen und ihre alten Schulen? Man weiß es nicht. Wieviel Persönliches bei alledem immer wieder im Spiele ist, zeigt besser noch der Anteil, den Edward S. Harkness an der Erneuerung des College-Systems in Harvard und Yale nahm. Konfrontiert mit dem Zuwachs der Studentenschaft und der Entwertung des Dollars, der heute schätzungsweise 60 cents weniger wert ist als 1913, also auch mit der Verarmung der Universitäten bei größerem Vermögen, sah Harkness die erzieherische Chance des alten Campus dahinschwinden. Immer mehr Studenten mußten außerhalb der Kollegienhäuser wohnen, immer deutlicher traten die sozialen Unterschiede zu Tage. Auch die Lehrer-Schüler-Beziehung wurde durch die Menge bedroht. Präsident Lowell hatte ebenso vergeblich in Harvard wie Woodrow Wilson in Princeton versucht, dieser Strukturänderung durch kostspielige Neubauten entgegenzutreten. Harkness hatte nicht nur die Einsicht, sondern auch das Geld zur Verwirklichung. Er erreichte, was er wollte. Es sind Leistungen dieser Art, „pilot operations“, die den Foundations, und nicht immer den größten, den Ruf des Wagemutigen erhalten und ihnen etwas von der großzügigen Atmosphäre verleihen, die den Umgang mit ihnen zu einer so ermutigenden Angelegenheit macht. Sich der Dinge anzunehmen, die andere nicht vorantreiben können oder nicht voranzutreiben wagen, das ist ihr Ruhm. Wo außerhalb Amerikas paart sich die Einsicht noch mit Geld, daß das Risiko des Geistigen ausgetragen werden muß, auch wenn nichts Sichtbares dabei herauskommt?

Wie innig Besitzergreifen und Geben im amerikanischen Denken verschwistert sind, wie sehr das eine das andere herausfordert, verrät Robert Frosts Gedicht vom vorbehaltlosen Geben, „The Gift Outright“. Weil er es vor nicht zu langer Zeit selber zitiert hat, als es darum ging, Subventionen für die Zeitschrift „Poetry“ zu sammeln, sei es hier wiedergegeben:

The land was ours before we were the land's.
She was our land more than a hundred years
Before we were her people. She was ours
In Massachusetts, in Virginia;
But we were England's, still colonials,
Possessing what we still were unpossessed by,
Possessed by what we now no more possessed.
Something we were withholding made us weak
Until we found out that it was ourselves
We were withholding from our land of living,
And forthwith found salvation in surrender.
Such as we were we gave ourselves outright
(The deed of gift was many gifts of war)
To the land vaguely realizing westward,
But still unstoried, artless, unenhanced,
Such as she was, such as she would become.

Freilich, die Öffentlichkeit will gerne das Schlimmste sehen, wo sie Illusionen entbehren muß. Aus den Verdächtigungen des Kongreßausschusses war leicht der Vorwurf herauszulesen, daß die internationale Philanthropie ein Verrat an Amerikas Mission sein könnte, eine Verwendung amerikanischer Mittel zu dem Zweck, die Verbindung mit der abgetanen europäischen Vorgeschichte des Amerikanertums wiederherzustellen, ein Schritt zurück von der Verwirklichung der Utopie.

Damit sind wir bei der heißumstrittenen Frage nach der Wirksamkeit, nach dem Erfolg oder dem Versagen der Foundations. Ihre unbestrittenen Verdienste fallen in die Zeit des Ersten Weltkriegs. Nicht nur in Gemädegalerien, die Herr Duveen für reiche Leute zusammengekauft hat und die jetzt jedermann besucht, nicht bloß in den allerwelt zugänglichen Bücherschätzen wie denen von Mr. Huntington, der selber niemals las: im Sanitätswesen, in der Diskussionsmethode der Volksschulen haben die „custodians of their wealth“ ihre Vermögen wieder an die Gesellschaft zurückerstattet.

Unbestritten dürfte auch der Erfolg der wissenschaftlichen und Ausbildungsstipendien sein, die nach der Leistung, nicht nach der Bedürftigkeit zuerkannt werden. Präsident Dean Rusk teilte im Jahresbericht 1954 der Rockefeller Foundation eine Statistik mit, laut der von 190 Stipendiaten des Jahres 1939 fünfzehn Jahre später die überwiegende Mehrzahl, nämlich 165 auf den Gebieten erfolgreich waren, die ihrer Ausbildung entsprachen. Die Auszeichnung, die eine fellowship bedeutet, hat sicherlich zur Karriere der einzelnen beigetragen, dennoch sehen die Fellows überwiegend nicht in der sozialen Markierung, sondern in der Freizügigkeit, im Atmosphärischen der Stipendienzeit das Geschenk der Foundation an sich.

Was aber kommt bei den weitgespannten Einzelprojekten Sichtbares heraus,

wie sie zum Beispiel der dritte Quartalsbericht 1955 der Rockefeller Foundation aufzählt? Da wurde 1 Million Dollar ausgegeben. Erstens zur Ermutigung neuer Musik in Louisville, zweitens gab es 38 000 Dollar für eine Publikation über die Neger in der Medizin, 70 000 Dollar für Proteinstruktur-Untersuchungen in England, ein schwedisches Landwirtschaftsinstitut erhielt eine Ausstattung, Stanford University 2000 Dollar, um einen japanischen Gastprofessor bezahlen zu können etc. Geht da das Projektieren nicht zu weit? In amerikanischen Universitätskreisen sagt man so und verweist auf einige prinzipielle Schwierigkeiten. Die Verteilung von Dotationen für beschränkte Forschungsziele und auf begrenzte Zeit vergrößerte das Mißverhältnis zwischen der Vermögenslage der Universitäten und ihren Aktivitäten, so kann man hören, weil sie nur für direkte Ausgaben aufkomme, die durch das Projekt erhöhten indirekten Kosten aber dem Empfänger aufbürde. Die Foundations würden außerdem dazu verführt, die Auswahl der Forschungsprojekte und ihre Resultate durch ihre dazu eigens angestellten und oft der Universität entzogenen Fachleute zu beeinflussen. Die Dotierung von Einzelprojekten bringe die Foundations überdies dazu, die mit Kräften gut versehenen großen Universitäten zu bevorzugen, wodurch die kleinen Colleges zu kurz kämen. Auch aus den Foundations selber kommen Stimmen gegen die Unterstützung von kleinen Objekten. Sie führen an, daß die Verzettlung der Mittel an Bewerber um kleine Gaben (unter einer Million Dollar), die Stiftungen der Möglichkeit beraube, auf längere Sicht zu arbeiten und Pionierleistung zu vollbringen, sie binde den Geber.

Die wirkliche Schwierigkeit liegt, wie so oft, wenn entgegengesetzte Argumente gleichermaßen einleuchten, an drittem Ort: Während Carnegie 1911 mit seinen Dotationen 1/15 *aller* Erziehung in den Vereinigten Staaten finanzierte, brachten 1950 alle Foundations zusammen nur 24 % der *Hochschulsubventionen* auf, und schon 1940 belief sich ihr Anteil an den Gesamterziehungskosten auf nur noch 1/140. Die Klage, daß es Leute gibt, die ihre Institutionen auf das ausrichten, was die Foundations finanzieren, hat also eine sehr reelle Grundlage. Wer arbeitet nicht lieber das, was ihm eine Stiftung aufgibt als garnicht? So fand auch die enorme Gabe der Ford Foundation im Dezember ein keineswegs gleich begeistertes Echo. Sie war eine aufsehenerregende Rückkehr zu den alten Prinzipien, Institutionen und nicht Projekte zu unterstützen. Darüber hinaus stoppte sie die Vernachlässigung der Humaniora, die sich aus dem Interesse an einzelnen Forschungsaufträgen ergeben hatte. Sie war außerdem von schier unvorstellbarer Großzügigkeit wenn man sie an deutschen Verhältnissen mißt, wo Reichtum offenbar nicht mehr verpflichtet. Jeder Empfänger erhielt nämlich einen Betrag der den Jahresausgaben für alle mit einer bestimmten Studentenkategorie befaßten Lehrkräfte aufwog. Die Dotation muß zehn Jahre lang unangebrochen bleiben, die Zinsen sollen für Gehaltserhöhungen ausgegeben werden. Nach Ablauf der Sperrzeit steht auch das Kapital zur freien Verfügung. Und dennoch ist dies alles nur der berühmte Tropfen auf den heißen Stein. Manche Institute kommen trotz solcher Gaben kaum noch mit. Und der College Professor ist mit seiner Kaufkraft immer noch 20 % unter dem Stand von 1939.

Man hofft jetzt, daß die Gewerkschaften es den Foundations gleich tun, wo es um die Erziehung geht.

Der Thriller als Zeiterscheinung

Ein Geschlecht, das durch zwei Weltkriege gegangen ist und die Nervenkraft aufgebracht hat, „Bombenteppiche“ zu überleben, braucht starke Anregungen, um sich vom Alltag ab- oder umzuschalten. Neben mancherlei physischen Rauschgiften, gegen welche die wohlmeinende Obrigkeit mehr oder weniger anzugehen versucht, gehört dazu das geistige des „Thrillers“. Die deutsche Übersetzung dieser angelsächsischen Bezeichnung einer Literaturscheinung als „Detektiv“- oder „Kriminalroman“ ist unzulänglich; „thrill“ — das deutsche „drillen“ — heißt durchbohren, durchdringen, erbeben, schauern usw. und kennzeichnet in diesem Zusammenhang alles, was (angeblich) die Nerven des Lesers anpackt. In Wirklichkeit ist diese besonders in USA und England gezüchtete Romangattung jedoch für viele (der Verfasser gehört zu ihnen, und manche der Größten unserer Zeit) zum unentbehrlichen Schlafmittel geworden: eben deshalb, weil diese Welt der raffiniert gesponnenen Verbrechen, Intrigen, Komplotte und der fesselnden Verfolgung ihrer Fäden, Entwirrung ihrer Netze, ihre Irrungen und Wirrungen die vollkommenste Abschaltung von den Pflichten und Sorgen des Tages herbeiführt.

Das vor allem, nicht eine Verwilderung des literarischen Geschmacks erklärt den Siegeszug des Thrillers zwischen und erst recht und in allen Ländern nach den beiden großen Kriegen. Für das englische Sprachgebiet, in weit geringerem Maße für das französische und andere, ist er nichts Neues. Balzac, Tolstoj und andere Klassiker des 19. Jahrhunderts haben seine Vorläufer geliefert, der Amerikaner Edgar Allan Poe, 1841 mit dem „Mord in der Rue Morgue“ etc., der Franzose Émile Gaboriau, 1861 mit der „Affaire Lerouge“, 1869 mit „Monsieur Lecoq“ und der Engländer Willkie Collins, 1868 mit dem „Mondstein“, die Vorbilder. Mit Conan Doyle, dem Schöpfer des Meisterdetektivs Sherlock Holmes, und Edgar Wallace hat England die Führung übernommen, obwohl beide kaum über diese Vorbilder hinausgekommen sind. Bis in die zwanziger Jahre haben sie das Feld beherrscht: mit dem großen Meisterdetektiven, der nächtlich durch düstere Gassen schleicht, Pfeife raucht und in seinen Mußestunden geigt oder Schach spielt, „unauffällig“ exzentrische Kleidung trägt und mit seinem Mikroskop aus ein bißchen Asche, einem Zigarettenstummel, dem Schmutzfleck am Hosenbein mit tödlicher Sicherheit den Missetäter entlarvt. Oder mit dem mysteriösen Inspirator und Nutznießer grauenhafter Bandenverbrechen, der als Mitglied der besten Gesellschaft oder in Amt und Würden ein Doppelleben führt und seine Kenntnisse, die er als Dr. Jekyll mehr oder weniger legitim erwirbt, als Mr. Hyde nächtlich verbrecherisch mißbraucht.

Diese Gattung ist tot, mag sie auch, verfilmt oder in der neuesten „Literatur“-Gattung für Analphabeten, den Zeitungs-Bildstreifen, eh und je fröhliche Urständ feiern. Sie ist von der Technik des Atom-, Fernseh-, Maschinengehirn-Zeitalters erbarmungslos massakriert, von den geistigen

Ansprüchen des Thriller-Lesers unserer Tage der naiven Lächerlichkeit überantwortet worden. Das Geheimversteck, in das der findige Detektiv eindringt, als die finsternen Mordgesellen eben anfangen, das schöne, tapfere Mädchen zu martern, um ihm die Buchstabenfolge für den Safe zu entreißen, der die Rubinaugen einer entweihten Buddhastatue birgt; der Übermensch, der unbewaffnet ein halbes Dutzend Gangster mit Judokniffen lahmlegt, die Zeitbombe im letzten Augenblick entschärft und die gestohlenen Geheimakten beschlagnahmt, ehe die Spione sie ausgeliefert bekommen: all das gilt dem heutigen Thriller-Verfallenen als Kitsch, als Entweihung, als eine primitive Spekulation auf seine Dummheit. Seine Lieblingsautoren sind raffinierte Psychologen, Milieuschilderer, Wissenschaftler mit unangreifbar kompetenten Sonderkenntnissen dieses oder jenes Fachs, Angehörige, mindestens Vertraute einer abseitigen Behörde oder Forschungsstätte, Weltreisende mit dem Blick für das Absonderliche in fernen Ländern. Oder sie sind Dichter, die eine, immer wieder verwendete Schlüsselfigur so charakterisieren, verlebendigen können, daß man ihre Methode, ihre Denkprozesse, ihre Reaktion in bestimmten Lagen miterleben, fast voraussehen kann. Faktisch besteht seit Jahren eine eigene Organisation solcher Autoren, die für die Schriftwerke ihrer Mitglieder bestimmte unumstößliche Regeln aufgestellt hat; an der Spitze die, daß der Zufall als Behelf für die Lösung des Knotens völlig ausgeschaltet, und daß das Material, das zu dieser Lösung führt, dem Leser ebenso unterbreitet sein muß wie dem Helden der Handlung, der schließlich diese Lösung herbeiführt.

Das Erstaunliche ist, daß diesen harten Anforderungen eine nach Dutzenden, wo nicht Hunderten zählende Reihe von Autoren gerecht zu werden vermag. Sie lassen sich meist in fünf Kategorien einreihen, von denen freilich mitunter zwei oder mehr vom gleichen Verfasser beherrscht werden: 1) Echte Detektivromane, mit wissenschaftlichen, technischen, oft auch einfach in mühsamer Kleinarbeit zum Ziele führenden Methoden, 2) Schlüsselfigur-Arabesken, bei denen die — auch dann notwendig spannende — Handlung von einer originellen Persönlichkeit in den Hintergrund gedrängt wird, gewöhnlich einem Anwalt, Gelehrten, Arzt, einer scheinbar hausbackenen älteren Frau usw., fast stets einem Sonderling, 3) Hintergrund-Romane, bei denen ein exotisches oder sonstwie ungewöhnliches Milieu oder aber eine geschichtliche Epoche das Gewebe der Handlung aufnehmen und ihm die entscheidende Farbe geben, 4) Spezialistengeheimnisse, die eine völlige Beherrschung des Spionagedienstes oder hochgeschraubte physikalische, chemische, medizinische usw. Kenntnisse verlangen, 5) Umgekehrte Detektivromane, bei denen der Vertreter des Gesetzes einem menschlich sympathischen, waghalsigen Außenseiter der Gesellschaft, einem Verbrecher mit mindestens teilweise edlen Motiven unterliegt oder wenigstens den unfreiwilligen Humor abgibt. Neben diesen fünf Kategorien gibt es zwar eine Reihe weniger präzisierbarer oder kombinierter, besonders von 1 und 2, 1 und 3; aber höchstens aus dem Werk des vor zwei Jahren frühverstorbenen Peter Cheyney — damals 17 Millionen Gesamtauflage — und seiner Nachahmer ließe sich noch eine sechste Kategorie konstruieren: den aus Sex, Alkohol und Slang zusammengesetzten Roman der harten Burschen und der schönen, skrupellosen Frauen, der das elegant hineingewebte Komplott fast zur Nebensache macht; den Roman des „tough

guy“ und des F. B. I., der weltweiten Kriminalbehörde Washingtons, oft in Zusammenarbeit mit Scotland Yard in London.

Es würde den Rahmen eines Aufsatzes sprengen, auch nur die Namen und erfolgreichsten Bücher der Spitzenfiguren dieser Literaturgattung aufzählen zu wollen. Sie erscheinen meist in besonderen Serien als „Crime Club“- „Detective Book Club“- usw. Veröffentlichungen, je nach Erfolg nacheinander in regulären gebundenen, dann einfacheren Volks- und schließlich Taschenbuchausgaben. Viele werden verfilmt, manche dramatisiert oder als Rundfunkserien weiterverwertet. Ein erstaunlich hoher Prozentsatz stammt aus weiblichen Federn: in England sind die Namen der Agatha Christie, Dorothy Sayers, Ngaio Marsh, Margery Allingham, Gladys Mitchell, Marthe McKenna und vieler Anderen fast Haushaltsworte, in USA die M. G. Eberhart, Ethel Lina White, Charlotte Armstrong, Phoebe Atwood Taylor etc. kaum weniger. Aber von Dorothy Sayers abgesehen, in deren Romanen das Geheimnis oder Verbrechen und seine Aufspürung geradezu belanglos werden neben dem epischen Gemälde eines Milieus: Frauen-College einer Universität, geistliche und geistige Welt einer kleineren Kathedralstadt usw. und neben der vertieften Psychologie ihrer Durchforschung, ist es mehr der sichere, weibliche Instinkt für das Publikum-Wirksame als die unbefangene Sicherheit der literarischen Konstruktion, wie sie eine Anzahl der größten Autoren in diesem Felde besitzen. Michael Innes etwa mit seinen soziologisch und psychologisch komplizierten und anspruchsvollen Kriminalromanen oder sein (nicht verwandter) Namensvetter Hammond Innes, der aus gefährvollen Abenteuern Tragödien des Einzelmenschen herauszuholen weiß, nach denen sich die Film-Dramaturgen drängen; J. M. Walsh, Francis Beeding, J. Jefferson Farjeon, die der Spionagegeschichte Niveau gegeben haben; führende Amerikaner, wie Ellery Queen, van Dyne, Rex Stout, Erle Stanley Gardner, Dashiell Hammet und noch viele Andere, die für ihre Bücher das ziemlich unübersetzbare Prädikat „sophisticated“ in Anspruch nehmen dürfen. Denn es heißt nicht bloß „spitzfindig“, auch nicht geistig anspruchsvoll schlechthin. Es kennzeichnet den Thriller von 1950 als zeit- und geschmacksgerecht, unanfechtbar in seiner logischen Konstruktion, dramatisch in seiner Handlung, reich an wissenswertem Beiwerk, von intelligenten Verfassern für intelligente Leser geschrieben.

Am sichersten — und leichtesten — wird dieses Ergebnis von solchen Autoren erreicht, denen es einmal gelungen ist, eine eigenartige Zentralfigur ins Leben zu rufen, die gleichsam als Schutzmarke und als Werbemittel für seine künftigen Bücher ihre Liebhaber gewinnt. Ellery Queen produziert sie als das eigene Ich: den jugendlichen, schlacksigen Privatgelehrten Ellery Queen, Sohn des zähen, alten New Yorker Kriminalinspektors Queen, der diesem genial die verzwicktesten Verbrechen gleichsam nebenamtlich löst. Erle Stanley Gardner als den etwas leichtsinnig-genialen Los Angeles-Rechtsanwalt Perry Mason, der in stetem Kampf mit den Polizeibehörden Kopf und Kragen für seine Klienten riskiert und zum Schluß Staatsanwalt und Polizei blamiert. E. C. R. Lorac als den kultivierten, ruhig und wohlwollend auftretenden Kriminalinspektor MacDonald, Rex Stout als den Privatdetektiv höchster Klasse Nero Wolfe, ein Fettkoloß, dessen glaubhaft-sensationelle Erfolge von seinem Lehnstuhl aus oder gar seinem Orchideenhaus produ-

ziert werden. Man könnte diese Reihe unendlich fortsetzen, bis herab zu Carteris' sympathischem, aber etwas unglaubwürdigem Gentleman-Dieb und Abenteurer „The Saint“, dem „Heiligen“, bei dem das Prinzip der Schutzmarke so weit getrieben ist, daß eine lustig-primitive Heiligen-Figur mit Heiligenschein auf dem Umschlag wie im Text erscheint.

Also ein Handelsartikel, ein geschickt durchdachtes Geschäft? Keineswegs: der Thriller in seiner heutigen Form ist unzweifelhaft echte Literatur, unterliegt denselben Gesetzen, den gleichen schöpferischen Notwendigkeiten und Nöten, wie jede Dichtung. Wie es unter den Liebesromanen von einst neben einem „Werther“, einer „Sappho“, einer „Effie Briest“ auch eine Courth-Mahler gab, so sind auch in dieser literarischen Gattung die Werte unendlich verschieden. Aber an der Spitze stehen sie dem großen epischen Dichtwerk anderer, älterer Motivenwahl nicht nach. Es ist diese, nicht die Gestaltung, das philosophische oder psychologische Moment, die größere oder geringere Gefühlswärme und -tiefe, die unsere eigene Epoche spiegelt. Wir sind vom Schicksal seit Jahrzehnten so mitgenommen worden, daß wir härtere, handgreiflichere Motive brauchen, um angerührt zu werden, daß wir Ablenkung — im wörtlichsten Sinne — vom eigenen, vom Erleben rings um uns brauchen, das des Schweren, einst Seltenen und deshalb Romanmotiv, wahrlich genug bietet. Das Kriterium für einen guten Thriller ist somit ein im Grunde recht einfaches: wenn ein gutes, fesselndes Buch mit Gedankenreichtum und lebendigen Menschen auch dann noch übrig bleibt, wenn man sich das Komplott und seine Lösung völlig daraus wegdenkt.

Nicht allzu viele von den hundertn mehr oder weniger weitverbreiteten und erfolgreichen Romanen dieser Gattung vermögen dieser Probe standzuhalten. Neben englischen und amerikanischen allenfalls ein paar französische, an der Spitze die des Belgiens George Simenon, und ein paar Skandinavier, Aber dennoch sind es genug, um den Thriller als literarisches Zeitphänomen ernstzunehmen und ihm als solchem einen Platz in der Literaturgeschichte einzuräumen. Er wird, wenn nicht alles täuscht, ihn nicht so bald wieder aufgeben.

Der Übersetzer kann das sprachliche Gewissen seiner Epoche sein. Es sollte kein Dichter polizeilich zugelassen werden, der nicht nachweisen kann, daß er sich mit einer Übersetzung abgequält hat. Aber er darf daran gescheitert sein. Denn der Dichter ist der einzige, der schlecht übersetzen mag. Unsere Größten haben das bewiesen.

Hans Rothe in der Geburtstagschrift der Deutschen Hausbücherei 1916 — 1956, die Beiträge von Lothar Schreyer, Werner Bergengruen, Emil Barth, Heinz Risse, Ludwig Tügel u. a. enthält: „Die Sendung der Dichter“ (118 S.).

T. E. Lawrence - Legende und Wirklichkeit

Thomas Edward Lawrence ist der zweifelhafte Vorzug zuteil geworden, buchstäblich mit Pauken und Trompeten ins Bewußtsein der Öffentlichkeit einzuziehen. Sein Ruhm datiert seit 1919, als der junge Amerikaner Lowell Thomas in den Vereinigten Staaten und in England Filmvorträge hielt, in denen er von seinen Erlebnissen „Mit Lawrence in Arabien“ begeistert und phantasievoll berichtete. Zwei Jahre vorher war er als Reporter mit dem Auftrag losgeschickt worden, Kriegsberichte zu schreiben, welche die in den USA vorerst recht laue Stimmung erwärmen sollten. Die Westfront Europas, erstarrt in der Menschenmühle der Materialschlachten, bot ihm keinen geeigneten Stoff. So kam er zu General Allenby an die palästinensische Front, begegnete in dem eben eroberten Jerusalem dem in seidene Beduinengewänder gehüllten Lawrence und konnte dank dessen Fürsprache Impressionen vom arabischen „Feldzug gegen Damaskus“ sammeln, die sein Begleiter durch effektvolle Photos ergänzte. Reiterattacken, Araber, Kamele, verschleierte Frauen, heilige Stätten — das war dann der Hintergrund, auf dem Lawrence in den Vorträgen präsentiert wurde, denen der Amerikaner obendrein mit Opernkulissen, Militärmusik, einem „Tanz der sieben Schleier“, dem Gebetsruf eines Tenors hinter der Bühne die nötige Stimmungskulisse zu geben verstand. Die Wirkung blieb nicht aus, zumal in England, wo die nationalen Instinkte angesprochen waren und das Hochgefühl des Sieges, im zähen Feilschen der Diplomaten zu Versailles schon etwas ramponiert, erneut aufschäumte und dem romantischen Helden entgegenschlug, der da in bengalischer Beleuchtung sichtbar wurde. Thomas festigte seinen Erfolg durch ein Buch über dasselbe Thema, das bald in 200 000 Exemplaren in England verbreitet war.

Lawrence war fortan abgestempelt. Für den Mann auf der Straße war er der „Fürst von Mekka“, der „ungekrönte König von Arabien“ — eine Art moderner Kreuzritter, zu dem man dann auch bald unter den historischen Kreuzrittern einen Vorfahren entdeckte. Rasch wurde seine Vergangenheit zurechtstilisiert zur geradlinigen Entwicklung eines Mannes, der sich von früh auf dazu trainiert habe, der „Befreier Arabiens“ zu werden. Das Interesse des Oxforder Schülers und Studenten für alte Festungen wurde als Symptom ausgebreiteter militärischer Studien gedeutet, die einem angeblich unfehlbaren Gedächtnis die gesamte Kriegsgeschichte von ihren Anfängen bis zu Napoleon, Clausewitz, Moltke und Foch einverleibt habe. Die Beteiligung des jungen Archäologen an Ausgrabungen in Mesopotamien und Ägypten galt als geistige und physische Vorbereitung auf seine künftige Rolle, seine Wanderungen im Vorderen Orient als providentielles Bekanntwerden mit dem Schauplatz seiner späteren Taten. Vollends sein Wirken während des Krieges, von der Büroarbeit beim Geheimdienst in Kairo über die verschiedenen Missionen zu den Beduinen-Fürsten, seine Unternehmen mit arabischen Streifscharen, seine Sprengungsaktionen gegen die Hedschasbahn — das alles bis hin zum Einzug in Damaskus und zur Einsetzung von Faisals Regierung verwob sich

für die Legende zu einem einzigen Wunderwerk des Triumphes, worin Lawrence bald als überdimensionaler Sherlock Holmes, bald als Meisterdiplomat und Königsmacher, bald als genialer Stratege erschien. Die Faszination des jungenhaft schmächtigen kleinen Mannes mit dem großen schmalen Schädel, der hohen Stirn, den blitzblauen Augen, der kräftigen Nase und dem festen energischen Kinn übertäubte alle Fragen nach dem realen Wert und Charakter seiner Leistungen, etwa den Zweifel, ob der von ihm so mächtig angestachelte arabische Nationalismus den Briten immer so willkommen sein werde wie als Helfer im Kampf gegen die Türken.

Für die breite Öffentlichkeit behielt „Lawrence of Arabia“ zeitlebens etwas vom romantischen Glanz seiner Ruhmes-Anfänge. Was man ferner von ihm erfuhr: die mit viel Vorsicht und Geheimnis umgebene Veröffentlichung eines Buches mit dem exotischen Titel „Die sieben Säulen der Weisheit“, das mehrfach von sensationellen „Entdeckungen“ und abenteuerlichen Gerüchten unterbrochene Untertauchen in die Anonymität von Tankkorps und Royal Air Force, schließlich das plötzliche Ende, dessen natürliche Erklärung durch einen Motorradunfall lange auf Unglauben stieß — all dies trug dazu bei, Lawrence mit dem Schimmer des Ungewöhnlichen zu umgeben und aus ihm einen modernen Märchenhelden zu machen. Und doch konnte, wer genauer zusah, schon zu seinen Lebzeiten dessen inne werden, daß es sich hier um einen Helden sehr eigentümlicher und problematischer Art handelte, der sich selbst ein Rätsel und Fragezeichen war, ebenso darauf bedacht, seine inneren Skrupel zu verbergen wie zu offenbaren.

Das Buch, worin er sich über seine arabischen Erlebnisse und Erfahrungen Rechenschaft gegeben, hätte schon durch seinen phantastischen Titel vor der Naivität bewahren sollen, es als „objektive“ Geschichtsdarstellung zu nehmen. In welche Abgründe der eigenen Seele gab sein Autor da an vielen Stellen Einblick, namentlich in jenem 103. Kapitel, das ein bei der „bitterlichen Wahrheit“ seiner Intelligenz fast unheimliches Bekenntnis eines durch innere Gebrochenheit zum ständigen Masketragen verurteilten Mannes war. „Wenn ich mit Menschen zusammen war, hatte ich immer das Gefühl, nicht ich selbst zu sein.“ „Die Wahrheit war übrigens, daß ich mein eigenes Selbst nicht hören oder sehen wollte.“ In diesen beiden Sätzen schwingt die Polarität einer höchst modernen, im Sartreschen Sinne „zur Freiheit verdammt“ Individualität, die doch sich selbst nicht ertragen und in sich nicht zur Ruhe kommen kann. Wenn das ein Held sein soll, so ist es sicherlich der Held einer Zeit, an der sich jenes Ereignis vollzogen hat, das Nietzsche am hellstichtigsten voraussah: die Heraufkunft des europäischen Nihilismus.

Der arabische Feldzug selbst, von der Menge als glänzende nationale Tat gefeiert und noch nach Lawrences Tode von einem so klug abwägenden Beurteiler wie E. G. Winkler als vollkommene, uneingeschränkter Bewunderung würdige Leistung gewertet, erhielt in den „Sieben Säulen der Weisheit“ eine höchst ernüchternde Beleuchtung. Zwar behielt die Entdeckung und Theorie des Partisanenkampfes gegen einen an regulären Streitkräften und straffer Disziplin überlegenen Feind ihre Bedeutung. Doch was war das ganze Unternehmen nun eigentlich, aus der Seele des Autors betrachtet? Mindestens ebenso Flucht vor sich selber wie heroische Aktion. Lawrence leugnete entschieden, schöpferisch zu sein. „Ich hatte die Ideen anderer Menschen weiter

entwickelt und ihnen geholfen, aber niemals etwas Eigenes geschaffen.“ Aus Unvermögen? Aus Schüchternheit? Nein; es wird ein Grund von wahrhaft metaphysischer Tiefe ganz beiläufig angefügt: „ . . . da ich Schöpfung nicht billigen konnte“.

Radikaler und universaler Pessimismus also, geboren aus der Einsicht, das Absolute, das einzig Wertvolle, bleibe auf ewig unerreichbar. Dazu stimmt der Haß gegenüber allem Animalischen: „Meine Hand auf etwas Lebendiges zu legen, erschien mir wie eine Besudelung, und ich zitterte, wenn die niedere Kreatur mich berührte oder ein zu reges Interesse an mir nahm“. Und wiederum die ambivalente Gegenseite: „Mir schien in der Erniedrigung eine Gewißheit, eine endgültige Sicherheit zu liegen. Der Mensch kann zu jeder Höhe emporsteigen, aber es gibt ein tierisches Niveau, unter das er nicht zu sinken vermag. Das ist eine Zuversicht, bei der man Ruhe finden kann.“ Wer so als Nullpunkt-Existenz zwischen Plus und Minus schwebt, kann im vulgären Ehrgeiz kein Ziel sehen: „Wenn ich etwas erreichen konnte, dann interessierte es mich nicht mehr. Nur das Wünschen erfreute mich.“ Alles Engagement erhält dadurch einen eigentümlichen Beisatz von Ferne und Unbeteiligtkeit, welche die völlige Identifizierung mit einer Sache ausschließt: „Ich beherrschte immer die Dinge, in die ich hineingeweht wurde, aber in keines davon ließ ich mich freiwillig ein.“ Eminente Begabung bei Mangel an innerem Schwergewicht aber ist sich selbst eine Last, anderen eine Drohung. Auch das hat Lawrence mit seiner unerbittlichen reflexiven Klarheit durchschaut: „Tatsächlich war es so, daß ich in mir eine Gefahr für normale Menschen sah, wenn mein steuerloses Schiff mit seinem so großen Rauminhalt ihnen zur Verfügung lag.“

Ein wahrhaft „entlarvendes“ Porträt, das Lawrence seiner Heldenverehrung da entgegenstellte. War es ehrlich? Oder hatte der Mann, den nach seiner eigenen Schilderung seine Veranlagung zur Maskierung zwang, auch bei diesem Selbstbekenntnis ein Visier getragen? Aber sein späteres Verhalten — einschließlic der Puckhaftigkeit seines Benehmens gegenüber den Kameraden bei der Truppe — stimmt zu gut zu seinen Worten, als daß diese komödiantische Fiktion sein könnten. Auch werden sie von den nach seinem Tode veröffentlichten Briefen überall da bestätigt, wo diese einen persönlicheren Ton anschlagen. Das Fazit der arabischen Erfahrungen? „Ich hasse es, vorn zu sein, und ich hasse es, hinten zu sein, und ich liebe keine Verantwortung, und ich gehorche keinem Befehl.“ Das Fazit der Soldatenzeit und des ganzen siebenundvierzigjährigen Lebens, eine Woche vor dem tödlichen Unfall? „Tage scheinen zu dämmern, Sonnen zu scheinen, Abende zu folgen, und dann schlafe ich. Was ich getan habe, was ich tue, was ich tun werde, beunruhigt mich und verwirrt mich. Sind Sie jemals ein Blatt gewesen und von Ihrem Baum im Herbst abgefallen und haben sich richtig darüber gewundert? Genau so empfinde ich mich.“

Bekräftigend hinzu tritt schließlich das Zeugnis der Freunde, wie es nach Lawrences Tode von seinem jüngsten Bruder zu einem Sammelband verbunden wurde. Höchst unterschiedliche Persönlichkeiten haben hier ihre Eindrücke niedergelegt, und gar manche sind dem Vexierspiel dieser koboldhaften Natur erlegen, die nach G. B. Shaw „ein ganz gerissener Clown“ zu sein liebte.

Alle jedoch, die hinter diese Clownsmaske zu blicken vermochten, bekamen ein Bild, das durchaus mit Lawrences Selbstzeugnissen übereinstimmt. Vielleicht hat noch niemand über sein wahres Wesen tiefer geurteilt als der alte Lehrer des Malers Kennington, ein Mann von offenbar fast mediumistischer Intuition. Ihm erscheint der Autor der „Sieben Säulen“ als „bei weitem der größte Mensch“, doch mit folgender charakteristischen Einschränkung: „Er ist nicht er selbst. Er hat ein Ich gefunden, aber es ist nicht sein wahres Ich . . . In allem, was er tut, lebt er nicht. Er besitzt keinen Austausch. Er ist nur eine Röhre, durch die Leben fließt. Er scheint zwar eine sehr gute Röhre gewesen zu sein, aber um wirklich zu leben, muß man mehr sein. Er hat Ihnen gesagt, daß Schwarz seine Farbe ist. Damit hat er recht, denn alle Farben vergehen in Schwarz.“ (Mit der Wendung von der „Röhre, durch die Leben fließt“, ist, beiläufig bemerkt, wohl auch der beste Gesichtspunkt zur Beurteilung von Lawrences erst jüngst publizierten Nachlaßaufzeichnungen „The Mint“ angegeben, wobei nicht zu vergessen ist, daß dies kein vom Autor vollendetes „Werk“, sondern allenfalls der Rohstoff zu einem solchen ist.)

Man sollte annehmen, daß nach alledem die kritiklose Heldenverehrung des „Fürsten von Mekka“ schon seit längerem derart durchlöchert gewesen sein müßte, daß zu weiterer Demaskierung kaum mehr Gelegenheit bestünde. Doch die Aufnahme, die im vorigen Jahre die „biographical enquiry“ fand, die der englische Schriftsteller *Richard Aldington* „*Lawrence of Arabia*“ (London, Collins) widmete, hat gezeigt, daß die Legende noch kräftig genug war und ihre Antastung vielfach als eine Art Sakrileg empfunden wurde. Ganz unschuldig an der Entrüstung, die sein Buch weckte, war Aldington freilich nicht. Selbst ein enttäuschter Verehrer Lawrences, hat er sich nicht auf eine sachliche Überprüfung des Mythos anhand des heute verfügbaren historischen Materials zu beschränken gewußt, sondern hat als unterirdisches Grollen seiner Empörung freien Lauf gelassen über einen problematischen „Helden“, der insgeheim selbst der Impresario seiner dann vom „Lawrence-Bureau“ inszenierten Legende geworden sei. Wenn Aldingtons Untersuchung in Frankreich unter dem Titel „*Lawrence l'Imposteur*“ (Paris, Amiot-Dumont) erschien, so ist das zwar überspitzt, aber doch nur die Zuspitzung einer Tendenz, die in der Tat dieses Buch durchherrscht und es mehr zur Arbeit einer Art Untersuchungsrichter als eines rein an der Wahrheit orientierten Historikers macht.

Das heißt nun gewiß nicht, daß man sie als geschichtliches Korrektiv nicht völlig ernst zu nehmen habe — im Gegenteil. Als kritische (also nicht objektive) Biographie hat sie schon dadurch ein großes Verdienst, daß hier „*Der Fall T. E. Lawrence*“ erneut zur Debatte gestellt und zur Überprüfung anbefohlen wird. Unter diesem Titel hat der Münchener Verleger H. Rinn jetzt eine von ihm selbst klug eingeleitete, als Übersetzung (von Ursula zu Hohenlohe) leider nicht immer absolut korrekte deutsche Ausgabe (350 S. DM 15,80) herausgebracht, der alle jene Aufmerksamkeit schenken sollten, die sich um eine gerechte Beurteilung einer der seltsamsten Figuren unseres Jahrhunderts und eines der bedenkenswertesten massenpsychologischen Ereignisse unserer Zeit bemühen. Sie werden manche der kleinen polemischen Spitzen des Originals im Deutschen missen können, dafür aber um so sorgsamer Aldingtons

Grundthesen zu erwägen haben — auch und gerade dann, wenn sie zum Ergebnis kommen, daß sie nicht ausreichen.

Die oft gemachte Feststellung, Lawrence habe gewirkt, als wäre er auf jugendlicher Entwicklungsstufe stehen geblieben — diese oft gemachte und mit einem Unfall und dem Stocken des physischen Wachstums begründete Feststellung setzt Aldington in neues Licht, indem er als bestimmend ein seelisches „Trauma“ bei Lawrence annimmt: die Entdeckung des Jünglings, der illegitimen zweiten Ehe eines anglo-irischen Edelmannes mit seiner Haushälterin zu entstammen. Dieser Choc — dessen Tragweite nur im Lichte nachviktorianischer Moralvorstellungen recht zu ermessen sei — habe den Bruch und die Unsicherheit eines Daseins verschuldet, das fortan unter dem Zwang der „Überkompensation“ gestanden habe. Daher die abnorm frühe Selbstkontrolle und Selbstdisziplin, daher der Hang zur Selbstinszenierung und Stilisierung, sei es nach dem Muster des Oxfordster Ästhetentums, sei es nach dem des Helden und großen Mannes der Öffentlichkeit. Bei Lawrences ungemeiner Klugheit sei ihm freilich das Theaterspielen vor sich selbst nie völlig glaubhaft geglückt, sodaß aus dem Durchschauen der eigenen Maskerade ein Selbsthaß und eben daraus der Zwang zu doppelter und dreifacher Verlarvung entstanden sei. Daher das irritierende Bei- und Miteinander von Lust am Ruhm und Flucht vor ihm, das Nichternstnehmen von Ich und Welt, das Auf und Ab von Anspannung und Erschöpfung, von Neugier und Übersättigung, die „Geschlechtslosigkeit“ (vielleicht auf dem Grunde gefühlsmäßiger Homo-Erotik), das ewige Jungenshafte.

Die Frage, wie auch ein solchermaßen entheroisierter Lawrence Mittelpunkt einer Heldenlegende hat werden können, beantwortet Rinn in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe mit dem Hinweis auf den von Huizinga diagnostizierten „Puerilismus“ der modernen Gesellschaft, die, „statt den Knaben zum Mann zu erziehen, ihr eigenes Verhalten demjenigen der Knabenzeit angleicht“. Ein höchst beachtlicher Gesichtspunkt, der für die zeitgeschichtliche Beurteilung von Lawrences Person und Wirksamkeit von bleibendem Wert sein dürfte. Ob Aldingtons etwas primitiver psychologischer Ausgleichs-Mechanismus freilich genügt, das Rätsel einer so abgründigen und vielschichtigen Figur wie Lawrence effektiv zu lösen, mag fraglich bleiben. Wahrscheinlich führen die Winke, die Lawrence selbst, wie oben angedeutet, zur Erhellung seiner metaphysischen Tiefen gegeben hat, weiter als Aldingtons Erklärungen, die zuletzt im mitweltlichen Bereich verbleiben, hier allerdings vieles legendär Verzerrte zurechtrücken und aufhellen.

Zu bedenken bleibt schließlich, daß bloße historische Einreihung, wie sie in Aldingtons Absicht liegt, Lawrence ebenso wenig erschöpfen kann wie rein literarische Bewertung. Er ist nicht nur ein Mann, der auf einem Nebenschauplatz des Ersten Weltkrieges eine noch nicht restlos durchsichtige Rolle gespielt hat und nachher durch sein Verhalten der Mitwelt mancherlei zu raten gab. In ihm verkörpert sich vielmehr, wie skurril und einzigartig auch immer, manches von dem, was zur unbewältigten Problematik unserer Zeit überhaupt gehört: ihre „Schlaflosigkeit“, ihr „Verlust der Mitte“, ihr Hang zur Entpersönlichung, ihr Frohlocken über den Einzug in den Luftraum — der freilich schon wieder fragwürdig wird. „Die Schnelligkeit reißt uns über unseren Körper hinaus“, rief Lawrence. Wohin —? Wozu —?

RUNDSCHAU

Schwedische Politik

Seit vielen Jahren versichert die schwedische Regierung, und inzwischen darf man es ihr ruhig glauben, daß sie zum Westen gehört. Sie setzt aber hinzu, daß sie aus weltanschaulichen Erwägungen und außenpolitischer Notwendigkeit zu einer Allianzfreiheit gezwungen sei, was sie nicht hindert, an allen nicht auf militärischer Basis beruhenden internationalen Organisationen des Westen beteiligt zu sein. Die Forcierung des Sozialismus Schwedens sei aus ähnlichen Erwägungen entstanden, in der Hauptsache aber zur Abwehr kommunistischer Infektion, und insofern habe er sich überzeugend bewährt. Dabei handle es sich um einen modernisierten Sozialismus, der, wie man in Stockholm häufig hören kann, einem modernisierten Konservatismus der Bundesrepublik wesensverwandt sei, einem Konservatismus, der im Kreisauer Kreis seinen überzeugendsten Ausdruck gefunden habe. Materialismus und Marxismus spielten dabei keine Rolle mehr, aber den sozialen Fragen wird die zentrale Bedeutung für die politische Entwicklung beigelegt. Danach hat die erste Forderung des Staatswesens die eines gerechten Anteils der Arbeiter am Sozialprodukt zu sein.

Ob innen- oder außenpolitisch, man haßt in Schweden jede emotionelle Politik. Die kühle Vernunft diktiert eine freundlich zurückhaltende Politik gegenüber Moskau und eine ganz eindeutige auf die Wiedervereinigung Deutschlands gerichtete Politik nach Süden. Deshalb wird die schwedische Außenpolitik immer alles tun, was in ihrem Rahmen zu tun möglich ist, um die Wiedervereinigung zu fördern. Von militärischen Druckmitteln hält sie in dieser Hinsicht garnichts, und sie fühlt sich in ihrem modernen politischen Denken eher Mahatma Gandhi und Jawaharlal Nehru verwandt. Der Bundesrepublik gegenüber ist man ausgesprochen freundlich eingestellt und von der Selbstverständlichkeit überzeugt, daß sie über eine Armee verfügen müsse. Diese Armee erschreckt auch nicht mehr, weil man genau wissen will, daß die deutsche Jugend den Militarismus haßt und militärischen Abenteuern abhold ist. Daß im Zeitalter des Atombombenkrieges deutsche Divisionen im Rahmen der NATO nur eine symbolische Bedeutung haben könnten — aber eine Bedeutung, die sehr hoch bezahlt werden muß — und innenpolitische Rückwirkungen haben dürften, das sind Überlegungen, die als Wechselmünze in Schweden zu haben sind.

Wenn man von den Wahlergebnissen in Frankreich auch nicht begeistert ist, so denkt man mit Busch dort, daß es manchmal das Böse ist, was das Gute will. Der Ausgang der Wahlen wird nämlich als eine Bremse für eine unheilvolle Entwicklung zur hoffnungslosen Einseitigkeit der internationalen Politik des Westens betrachtet, dabei ist man davon überzeugt, daß dieser Ausgang von zwei Argumenten bestimmt worden ist. Einmal von der irrlichternden Außenpolitik der USA und den erstaunlichen diplomatischen Eskapaden John Foster Dulles' und der ihm nachgesagten Kreuzzugs-idee (und der Franzose verspürt keine Lust, dafür sein Fell zu Markte zu tragen), zum anderen sei der Ausgang der Wahlen eine Absage an den Versuch der viel gerühmten 100 Familien des Großkapitals gewesen, mit der Vorverlegung des Wahltermines einen „Coup à la Adenauer“ zu landen.

In diesem Zusammenhang, d. h. also der bremsenden Wirkung der französischen Wahlen auf die internationale Entwicklung, würde die Reise des Vizekanzlers Blücher nach Neu Delhi in Stockholm sehr begrüßt, wenn sie auch reichlich verspätet stattgefunden habe. In Bonn hätte man Jawaharlal Nehru schon vor Jahren einladen müssen, und Fühlungnahmen, die in dieser Richtung seit Jahren über Stockholm gelaufen wären, seien immer abgestoppt worden. Da der Krieg kein Mittel der Politik, auch nicht mehr ihr letztes sein könne, sondern nur das Ende bedeuten würde, wäre es Zeit, mit anderen Mitteln, d. h. also mit politisch-diplomatischen, einmal das Glück zu versuchen. Dazu wäre aber eine Klarheit der Außenpolitik der Großmächte notwendig. Die USA würden mit lauter Stimme immer wieder für die Selbstbestimmung der Völker hinter dem Eisernen Vorhang eintreten, aber die gleiche Emphase falle fort, wenn es sich um die Saar, Algerien oder Marokko handle. Man könne nicht zweierlei Maß anwenden, ohne sich überall ins Unrecht zu stezen. Und wenn man schon Diplomatie betreiben wolle, dann dürfe man nicht ungestraft einen General mit diplomatischen Funktionen nach Jordanien schicken, wie Großbritannien es unlängst tat, um durch ihn mehr Porzellan zerschlagen zu lassen, als zehn gute Diplomaten wieder flicken können.

Zwei vordringliche Dinge für die Rettung der Zukunft sieht somit die schwedische Außenpolitik. Einmal den rechten Mut für die Aufrechterhaltung des Friedens aufzubringen, und das heiße, das Äußerste zu versuchen, eine Koexistenz zwischen West und Ost zu ermöglichen, und zum anderen, auf sämtlichen politischen Gebieten dogmatische Kontroversen zu vermeiden.

Ein „Bollwerk des Friedens, der Demokratie und des Fortschritts“ hat Molotow in Prag die sogenannte Deutsche Demokratische Republik genannt. Ihre Funktionäre haben inzwischen einen überzeugenden Beweis ihres Willens zum Frieden, zur Demokratie und zum Fortschritt geliefert. Der Justizminister der DDR, Hilde Benjamin, der Generalstaatsanwalt Ernst Melsheimer und der Vizepräsident des Obersten Gerichts der DDR Walter Ziegler haben gegen Deutsche wegen „Abwerbung“ zwei Todesurteile und schwere Zuchthausstrafen verhängt. Daß sie dabei sich eines doppelten Verfassungsbruches schuldig gemacht haben, stört sie keineswegs. Der Artikel 8 der Verfassung der DDR lautet: „Alle Bürger haben das Recht, sich an einem beliebigen Ort niederzulassen“, also Garantie der Freizügigkeit. In Artikel 10 heißt es: „Jeder Bürger ist berechtigt, auszuwandern. Dieses Recht kann nur durch Gesetz der Republik beschränkt werden.“ Ein solches Gesetz ist bisher nicht erschienen, trotzdem haben es diese drei „Vertreter des Rechts“ für möglich gehalten, die bestrittene Tatsache der „Abwerbung“, d. h. eines Rates zur Aufenthaltsverlegung in die freie Bundesrepublik, mit Spionage, Boykotthetze, Vergehen gegen den Staat usw. gleichzusetzen. Das ist ausgesprochen ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit, und alle drei Akteure haben sich dadurch, wie ja auch sonst, auf ein Niveau begeben, das noch unter dem des Blutrichters Freisler und seiner Genossen liegt. Sie unterscheiden sich ja auch in der Tonart keineswegs von dem Gebrüll Freislers, der alle Angeklagten auf das schmähhichste behandelte und beleidigte. Vom Generalstaatsanwalt Melsheimer seien nur zwei Sätze aus der Verhandlung zitiert: „Sie sind dickfällig und doof... Sie stehen da wie ein

gestochenes Schwein.“ In ihrem hysterischen Eifer, ihren Herren in Moskau zu dienen, keifen sie also ebenso wie der braune Freisler. Es sei zugegeben, daß nicht nur abgrundtiefe Bössartigkeit und Blutdurst die einzigen Motive für diese Zeitgenossen sind, sondern daß tatsächlich für die DDR eine ernste und bedrohliche Notlage vorliegt, denn die Abwanderung von Fachkräften ist so groß, daß der neue Fünfjahresplan der DDR schon vor seinem Anlaufen durch Fehlen geeigneter Kräfte stark gefährdet ist. Das bedeutet aber keineswegs eine Entschuldigung dieser blutigen Wüteriche. Jeder normal empfindende Mensch wird verstehen, daß es eine untragbare Zumutung für jeden Politiker der Bundesrepublik bedeutet, sich mit solchen Kreaturen an einen Tisch zu setzen. Die Träger der Justiz in dem „Bollwerk des Friedens, der Demokratie und des Fortschritts“ sind keine Richter, sondern Henker — genau wie Freisler! Die Umänderung der Todesurteile n lebenslängliches Zuchthaus durch Pieck ändert nichts an der Verdammung dieser Rechtsprechung, hat er doch die Urteile ausdrücklich als „gerecht“ anerkannt. Diese von Unrecht und Haß diktierten Urteile sollten doch bewirken, daß endlich die Frage der Wiedervereinigung von allen freien Deutschen mit dem *Herzen* betrieben wird, um unsere Brüder und Schwestern in der Sowjetzone nicht noch länger einem so verfluchten Regime auszusetzen.

Schnell rückwärts konzentriert!

In den napoleonischen Kriegen, die ja für die Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins keine geringe Rolle spielten, gab es außer dem Turnerzeuger Jahn und solchen Leuten auch einen braven Obersten namens von Müffling. Auf den Herrn Obristen geht die Formel „sich rückwärts konzentrieren“ zurück. Als er seinem General mitteilen wollte, daß er das Hasenpanier ergreifen würde, sobald der Korse angreife, schrieb er: „Kömmst er endlich aus seinem Loch — schnell rückwärts konzentriert . . .“ Der wackere Oberst gelangt in unseren Tagen zu wohlverdienstem Nachruhm. Das Unglück will es, daß neue Armeen in Deutschland entstehen. Im Osten und im Westen. Und Armeen brauchen Tradition, besonders in einem Land, das seit 85 Jahren trotz heißen Bemühens keinen Krieg mehr gewonnen hat. Zwei Niederlagen waren hingegen so heftig, daß weder die Bürger des Westens noch die Einwohner der Ostprovinzen das Geringste für kriegerisches Gepränge übrig haben. Sie wollen alle miteinander neu beginnen und dabei an diejenigen Überlieferungen unserer Geschichte anknüpfen, die nicht nach Pulver riechen. Aber es hilft ihnen nichts. Und darum kommt der Spruch des Herrn von Müffling zu neuen Ehren: Kömmst die verfahrenene Weltpolitik aus ihrem Loch und auf uns zu, schnell sich rückwärts konzentriert! Eine Flucht vor der Freiheit mehr. Aber welches Hasenpanier soll uns voran flattern?

Die zielbewußten Moskowiter haben beizeiten vorgesorgt. Schon 1952 machten sie sich an die Museumskisten aus den Jahren 1805 — 13. Scharnhorst wurde als Vorläufer Ulbrichts hergerichtet, und die beurkundeten Verstöße mißleiteter Landsturmänner gegen das Kriegerrecht verschafften ihnen Partisanenruhm. Aus der Volkspolizei wurde die Kasernierte Volkspolizei und schließlich die Volksarmee. Die figure de claue, die am Jahrestag der Reichsgründung von 1871, am 18. Januar 1956, aufs Podium stieg, um die neuerliche Umbenennung zu verkünden, trug eine Uniform, die derjenigen der

Hitlersoldaten sehr ähnlich sah. Die Kommunisten rings um Deutschland, aber auch die Bürger der zwischen 1939 und 1945 heimgesuchten Länder erschranken nicht wenig. Wie ist es möglich, so fragten sie, daß ein System, das nicht müde wird, sich für das bessere Deutschland auszugeben, diese Uniform befiehlt? Das Entsetzen war echt und nachhaltig, und der Prestigeverlust, den die Sowjetzonenmachthaber sich mit diesem Scherz zufügten, wiegt schwer an der Börse der Weltmeinung.

Nicht so an den westdeutschen Handelsplätzen der Publizität. Die westdeutsche Politik war, weil sie der demokratischen Meinungsverschiebung ihren Tribut zollen muß, nicht so zielstrebig. Deshalb werden die ersten Wehrpflichtigen voraussichtlich auch erst im Herbst 1957 eingezogen werden. Sie hat auch keineswegs den Gneisenau zum Vorläufer des Minister Blank ernannt oder Adenauer als reinkarnierten Stein ausgegeben. Dafür hat sie den ersten Freiwilligen der neuen Armee Uniformen verpaßt, die, von den monströsen Ausgetellermützen abgesehen, zweckmäßig und bequem sind. Sie haben nur den Nachteil, daß sie wie alle atlantischen Uniformen amerikanisch wirken. Darob großes Geschrei in den zuständigen und unzuständigen Kreisen, die vergessen haben, welche Wohltat es ihnen einmal war, den „traditionellen“ Sarrasani mit der „undeutschen“, doch bequemen Panzerbluse zu vertauschen. Am liebsten möchten sie, immer schnell sich rückwärts konzentrieret, um die Pankower zu übertrumpfen, Kürasse und Tschakos wieder einführen.

Und hier wird die Sache ernst. Ist die Bundesrepublik schon so schwach, daß sich der Ruf nach Hitlertraditionen erheben kann? Was immer die Wehrmacht auch war, sie ist in der unwürdigsten Periode der deutschen Geschichte errichtet worden und sollte die Epoche des Unmenschen heraufführen. Schlimm genug, daß dabei soviel anständige Tradition versaut wurde. Aber sie ist's! Natürlich wissen das noch die meisten, aber sie meinen, man müsse den Gefühlen der Masse entgegenkommen, zu der sie sich groteskerweise selber nicht zählen. Oft sind es dieselben Leute, die sich hier im Westen auf die Tradition der preußischen Reformen berufen. Mirakel über Mirakel! Wissen sie denn, was sie tun? Wenn sie nicht böseartig sind, kennen sie doch die Geschichte nicht, besonders nicht jene Kapitel über die Widerstände, welche die preußische Reformpartei jederzeit in der Monturfrage zu überwinden hatte.

Es gab schon immer Menschen, denen die Exerzierordnung und die Biesen wichtiger waren als die Schlagkraft einer Truppe. Es sind allemal die Reaktionsäre gewesen. Und so ist es kein Zufall, daß das reaktionärste System, das je deutschen Boden beherrscht hat, die Uniform des zweitreaktionärsten übernimmt. Lassen wir uns nicht irre machen! Wenn schon Flucht in die Uniform, dann Flucht nach vorne! Tradition aber bildet, um auf den trefflichen Müffling zurückzukommen, weder der Waffenrock noch die Hose, sondern, man verzeihe den peinlichen Ausdruck, das Herz, das in ihr schlägt.

Kampf dem Nazismus

Eine Reihe von Gerichtsurteilen aus der jüngsten Zeit, die für das Rechtsgefühl unverständlich sind, wie im Falle Ansbach und Penzberg, und das immer dreister werdende Auftreten von früheren Nationalsozialisten und ihre unverschämten „Entschädigungs“-forderungen haben endlich Ansätze zu einer Gegenbewegung ausgelöst,

die vielleicht sogar zu einer Frontbildung der antinazistischen Kräfte führen könnte. Der Bundestagspräsident Dr. Eugen Gerstenmaier, ein Mitglied des Kreisauer Kreises, hat in vorbildlicher Weise und mit Temperament Stellung genommen und Maßnahmen angekündigt, die Wandel schaffen könnten. (Hoffentlich werden diese Pläne nicht von Parteien sabotiert, die schon stark von Nazis unterwandert sind.) In Berlin ist ein „Kampfbund gegen den Nazismus“ gegründet, und in München wird auf Initiative einer Reihe von jüngeren Schriftstellern ein Zusammenschluß vorbereitet. So erfreulich und notwendig solche Bemühungen sind, darf dabei nicht übersehen werden, daß hier aus der längst erzwungenen Defensive eine Abwehr entstanden ist, die schon vor Jahren zu einer geschlossenen demokratischen angreifenden Front hätte führen müssen.

Durch eine Zusammenarbeit muß auch erreicht werden, daß die Zersplitterung der demokratischen Kräfte aufhört und die Angriffe sich nur gegen Personen richten, die als unbelehrte Nazis angesprochen werden können. Nur fundierte Vorwürfe treffen! Es ist für viele Deutsche anscheinend nicht möglich, alle Äußerungen angeblich nazistischer Art und Gesinnung unter dem einzig möglichen Gesichtswinkel zu werten, warum nämlich und in welchem Zusammenhang und in welcher Atmosphäre sie getan worden sind. Daß man sich mit den aktenkundigen Äußerungen des Herrn Bräutigam im Parlament und in der Öffentlichkeit befaßt, ist zweifellos richtig und notwendig. Daß man aber von bestimmter Seite den kommissarischen Pressechef Edmund Forsbach als früheren Nationalsozialisten angreift, erscheint als unberechtigt und kann nur zu einer Verwässerung des Kampfes gegen den echten Nazismus führen. Edmund Forsbach war beim Beginn der Hitlerherrschaft Leiter des CV. Als eine angebliche Sensation wurde jetzt sein Aufruf an den CV veröffentlicht, den er am 2. November 1933 an seine Kommilitonen verschickt hatte. Der Text ist allen, die Forsbach persönlich kennen, seit seinem Erlaß vertraut und bedeutet keinerlei Überraschung oder gar Sensation.

Hier ist ein typischer Fall, daß Leute, die Forsbach angreifen, sich überhaupt keine Vorstellung machen können oder wollen, aus welchen Gründen in der damaligen Zeit und in der Atmosphäre der ersten Monate des braunen Regimes ein solcher Aufruf den Versuch machte, zu retten, was vielleicht noch zu retten war.

Forsbach, ein aktiver Katholik, gehörte zu dem Freundeskreis um Dr. Edgar Jung, den am 30. Juni 1934 ermordeten Hitlergegner. Edgar Jungs Freunde wissen, daß Forsbach seine damaligen Schritte stets unter Beratung und Zustimmung von Edgar Jung getan hat. Forsbachs Charakter und Wesen schließen von vornherein aus, daß er diesen Aufruf aus einer nationalsozialistischen Einstellung heraus geschrieben hat. Es ging damals darum, bestimmte Organisationen, die ihrer Art nach Zellen des Widerstandes werden konnten, zu retten. Damals bestand auch ein Plan, der von einer reichlich undurchsichtigen Person aus dem katholischen Sektor im Einverständnis mit dem Herrn von Papen gestartet wurde, Nicht-Nationalsozialisten in den Reichstag hineinzubekommen. Der Plan war utopisch, und in gewissem Sinne wurde Forsbach sein Opfer. Es ist ja auch bekannt, daß Forsbach wegen seiner Verbindung zu Edgar Jung im Juli 1934 sein Reichstagsmandat verlor und sich ins Ausland begeben mußte. Die Freunde des unvergessenen

Edgar Jung müssen sich gegen eine solche Verunglimpfung eines seiner Freunde wenden.

Diese Tatsachen sollten sich die Leute ins Bewußtsein rufen, die gegen ihn eine Pressekampagne aus dem vorgegebenen Grunde führen. Sie ist unberechtigt. Wenn die kampfeslustigen Herren wirklich gegen den Nazismus streiten wollen, so können ihnen Objekte — oder man muß in diesem Falle wohl sagen Subjekte — aus allen Sparten unseres Lebens genannt werden, gegen die ein Kampf im Interesse der demokratischen Entwicklung nicht nur erwünscht, sondern notwendig ist.

IV. Schriftstellerkongreß „Es ist zu begrüßen, daß bei der Diskussion die Rolle der Ideologie im künstlerischen Schaffen ein Hauptproblem war. Das wird sie auch bleiben, weil nur im Ringen um ideologische Klarheit und künstlerische Meisterschaft weitere Fortschritte in der Entwicklung der neuen deutschen Nationalliteratur erreicht werden können.“ Mit diesen lapidaren Sätzen beendete Ulbricht die kleine Revolte auf dem IV. Schriftstellerkongreß der SBZ.

Nicht zufällig fand der Ostberliner Kongreß im Anschluß an die sowjetische Allunionskonferenz der jungen Schriftsteller in Moskau statt. So hatten die SED-Veranstalter nur zu wiederholen, was Ashajew, der Hauptredner der Moskauer Konferenz, programmatisch festgestellt hatte: „Uns interessiert nicht das Talent an sich, sondern die Einstellung des Autors. Das Hauptkriterium für alle Literatur ist und bleibt der kämpferische Geist, die Parteilichkeit, die Höhe der ideologischen Position, die restlose Übereinstimmung mit den Interessen des Volkes...“ Auch brauchte die SED nichts von der vor dem Kongreß aufgestellten amtlichen These zurücknehmen, die besagte, die Schriftsteller mußten über „die zu höchster Wirksamkeit gesteigerte Fähigkeit verfügen“, den mit „allen Mitteln der Kunst geführten ideologischen Kampf“ zu bestehen. Nun gibt's eine ganze Reihe begabter Autoren in der SBZ, die das totalitäre System ehrlich bejahen. Ihre Zahl mag sogar größer sein, als man hier weiß. Sie sind bereit, die von diesem System an die Literaten gestellten politisch-pädagogischen Aufgaben treulich auszuführen, vermögen aber nicht die Konsequenzen des Totalitarismus für die Literatur einzusehen. Sie wollen echte Literatur und stemmen sich gegen die Erkenntnis, daß sie unter „den Bedingungen des Sozialismus“, der aus der Kunst ein Propagandainstrument macht, nicht gedeihen kann. Wo nach der Methode des Sozialistischen Realismus gearbeitet werden muß, stirbt jede Kunst. — Von jenen Schreiberlingen, die ihre Talentchen verkaufen und fortschrittliche Literatur im verlangten Schema herstellen, wollen wir nicht reden! — Der Künstler wird in dem Konflikt zwischen seinen „westlichen“ künstlerischen Maßstäben und den von ihm anerkannten politischen Forderungen zerrieben.

Es hilft den ostzonalen Schriftstellern gar nichts, wenn Leute wie Anna Seghers, Willi Bredel und andere Prominente mit wohlfundierten Argumenten temperamentvoll opponieren und feststellen, daß die künstlerische Leistung sich durchaus nicht proportional zur ideologischen Entwicklung verhalte, und wenn Bredel ausruft: „Seit wann hat denn die Ideologie bei uns Hausrecht? ... Ideologie kann man auswendig lernen, was der Schriftsteller braucht,

ist Charakter und Herzensbildung.“ Es nützt auch nichts, die Schwächen der „neuen deutschen Nationalliteratur“ in allen Details — ihre Langweiligkeit und Oberflächlichkeit, ihre Spießigkeit und ihre Primitivität — teils sachlich, teils mit Schlagworten zu kritisieren. Die Lage ist hoffnungslos. Und der Beobachter bleibt von der Tragik nicht unberührt. Wir haben den zweifelhaften Vorzug, auf deutschem Boden die Geburtswehen des Sozialistischen Realismus in einem sowjetischen Satellitenstaat mitanzusehen.

Auf dem Kongreß fiel das Wort, die sowjetzonalen Schriftsteller befänden sich in einer „schöpferischen Krise“. Diese Krise ist in Wahrheit das verzweifelt-optimistische Aufbegehren eines unrettbar Kranken. Der IV. Ostberliner Schriftstellerkongreß hat gezeigt, wie ernsthaft man noch hofft, die Kunst für das System zu retten und den Sozialistischen Realismus, der sich seiner Natur nach den abendländischen literarischen Kriterien entzieht, in den Griff zu bekommen. Man wird diese ausweglosen Bemühungen noch lange beobachten können, sind sie doch selbst in der Sowjetunion noch immer nicht erloschen.

Eine „erlesene“ Reminiszenz aus Alt-Weimar

Dem 1840 in Weimar geborenen Dr. Karl Kuhn gebührt das Verdienst, die verschollene Grabstätte Christianes von Goethe auf dem Jacobskirchhof durch hartnäckige Findigkeit schließlich entdeckt und vor dem Vergessen bewahrt zu haben. Der bescheidene Mann hat in seinen anspruchslosen Erinnerungen von den Bemühungen um Christianens letzte Ruhestätte erzählt. Er hat auch eine Begebenheit aufgezeichnet, die wert ist, wieder ans Licht zu gelangen.

In dem Gedicht „Auf Miedings Tod“, mit dem Goethe seinen verstorbenen Theatermeister ehrte, fand sich ursprünglich die Verszeile „Der Jude Elkan läuft mit manchem Rest“. Elkan war im damaligen Weimar Hofjude. Seine Nachkommen schämten sich dieser Verewigung ihres Ahnherrn in der Rolle eines Handelsjuden, denn sie selbst besaßen das Bankhaus Elkan & Co., und so änderten die vornehmen Enkel Goethes Verszeile ab, so daß sie jetzt lautet: „Der tät'ge Jude läuft mit manchem Rest“.

Als die Freiheitskriege ausbrachen und im Jahr 1813 auch die Jugend Weimars begeistert zu den Fahnen eilte, lebte in der kleinen Residenz noch die alte Frau Elkan, Witwe des „tät'gen Juden“, mit ihrem einzigen Sohn. Eine jüdische Gemeinde oder gar einen Rabbiner gab es im damaligen Weimar nicht. Der junge Elkan wurde von der allgemeinen Begeisterung ergriffen und teilte seiner Mutter den Entschluß mit, freiwillig ins Feld ziehen zu wollen. Die greise Frau Elkan versuchte vergebens alles, ihm das auszureden. Sie stellte ihm vor Augen, daß er der bürgerlichen Rechte ja nicht teilhaftig sei und also gewiß nicht nötig habe, sich für das Land zu opfern. Als das nicht verfrucht, berief sie sich auf die Worte Salomos: „Verachte deine Mutter nicht, wenn sie alt wird. Höre, mein Sohn, die Zucht des Vaters und lasse nicht von deiner Mutter Weisung, denn ein anmutiger Kranz sind sie um dein Haupt und ein Geschmeide um deinen Hals. Aber ein törichte Sohn ist der Gram seiner Mutter.“ Auch das vermochte Elkan nicht in seinem Entschluß

wankend zu machen, es bewirkte nur, daß er vor der Greisin niederkniete, ihre Hand küßte und sie demütig um ihren Segen bat. Frau Elkan jedoch sagte in ihrer Verzweiflung: „Du gehst ohne meinen Willen, so geh' auch ohne meinen Segen“.

Am anderen Tage begab sich Elkan zum Sammelplatz der Freiwilligen. Die Stadtkirche füllte sich mit Angehörigen, die dem Abschiedsgottesdienst beiwohnen wollten, nach welchem die jungen Krieger das Abendmahl empfangen würden. Als die Letzten seiner Kameraden in die Kirche gingen, schloß sich Elkan ihnen an, der allein und verlassen mit bekümmertem Herzen dagestanden hatte. Sein Gemüt war vom Widerstreit zwischen kindlichem Gehorsam und Vaterlandsliebe so verdüstert, daß er die Rede des Oberkonsistorialrates Dr. Johann Gottfried Zunkel und den Gesang der Gemeinde kaum wahrnahm. Auf ihm lastete der verweigerte Segen der Mutter so hart, daß er sich dessen, was er nun tat, vermutlich nicht bewußt war.

Oberkonsistorialrat Zunkel, der den Freiwilligen das Abendmahl spendete, spürte eine Unruhe und Spannung, die die Kirche und die vor ihm knieenden Jungmänner durchflutete. Eben im Begriff, auch ihm die Hostie zu reichen, erkannte er Elkan, der zwischen seinen Kameraden kniete. Atemlose Stille umfing alle Anwesenden. Mit einer Geste, die Ehrfurcht, Behutsamkeit und unbeirrbarbare Würde einbeschloß, nahm der Geistliche die Hostie zurück. Dann aber erhob er feierlich seine Rechte über dem Haupt des jungen Juden. Laut und weihevoll klang die Stimme Zunkels durch die Kirche: „Dich aber segne und behüte der Gott deiner Väter, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“.

Mit seinen Kameraden verließ der junge Elkan die Stadtkirche, mit ihnen zog er zum Erfurter Tor hinaus ins Feld. Inmitten der christlichen Angehörigen gab ihm seine alte Mutter bis zum Tore das Geleit. Frau Elkan gehörte zu den glücklichen Müttern, die ihren Sohn nach dem Siege heil wiedersehen durften. Elkan wurde Kaufmann in Weimar und später Vorsteher der neu begründeten jüdischen Gemeinde. — Angesichts der jüngsten Vergangenheit stimmt diese von Dr. Kuhn überlieferte Begebenheit aus dem Jahr 1813 recht nachdenklich. Das Verhalten von Oberkonsistorialrat Dr. Zunkel ist jedenfalls dazu angetan, manchen Zeitgenossen zu beschämen.

Wissenschaft zu Natürlich wissen Vater Rowohlt und seine „rororo“-
Warenhauspreisen beschlipsten Mannen, daß die Idee mit der Enzyklopädie
im Taschenbuchformat weder neu noch sensationell ist.

Seit das Pocketbook-Geschäft floriert, haben wenigstens drei deutsche Editoren ähnliches versucht. Und man kann nicht einmal sagen, daß ihnen dieser Versuch restlos mißglückt sei. Aber diese Idee zu einem verlegerischen Knüller, durch eine außerordentlich geschickte Werbung zu einer buchhändlerischen Sensation gemacht zu haben, das ist allein Ernst Rowohlts Verdienst. Doch keine Sensation ohne Trick. Hier liegt er im Titel: „*rowohlts deutsche enzyklopädie*“. Mit diesem Aushängeschild wird eine Garantie gegeben, die von den bisher erschienenen zehn Bänden nur selten erfüllt wird. Denn die Aufgabe einer Enzyklopädie liegt ausschließlich darin, „die über die Erdoberfläche verstreuten Erkenntnisse zu sammeln“, wie es Diderot vor gut zweihundert Jahren genannt hat; und sie zur Orientierung des Menschen der

Gegenwart und seiner Nachkommen publik zu machen. Doch Ernesto Grassi als Herausgeber dieser jüngsten deutschsprachigen Enzyklopädie kümmert sich herzlich wenig darum, was einst ein Diderot forderte und was vor ihm schon Speusippos, ein Schüler Platos, der Römer Plinius und dann Bacon, Hobbes, Leibniz gefordert hatten: Information durch sachliche, von den einzelnen Wissenschaften leicht distanzierte Mitteilung, die zu unserer Persönlichkeitsbildung (und nicht etwa zur Wissensanreicherung!) beitragen soll.

Ernesto Grassi, einer der temperamentvollsten Gelehrten in unserem Lande, ist jedoch der Ansicht, er dürfte auch äußerst problematische, ja kaum fundierte Meinungen in seiner Reihe laut werden lassen, da sie zum wissenschaftlichen Streitgespräch reizten. Und wie sie reizen! Aber was haben diese Anregungen zur Diskussion mit der Enzyklopädie zu tun? Wie können sie unseren „Bildungskreis“, denn nichts anderes heißt schließlich das griechische Wort „Paideia“, erweitern, wenn sie vor allem akademische Herausforderungen sein wollen? Nein, die Sache mit dem Titel ist wirklich nur ein Trick, ein großartiger Trick, durch den sich diese Buchreihe vortrefflich verkaufen läßt. Für jeden einzelnen Aufsatz kann das allerdings nur erfreuen. Denn es sind einfach bewundernswerte Leistungen in dieser „Enzyklopädie“ zu finden — die nur den einen Nachteil hat, keine Enzyklopädie zu sein.

Es wäre verfrüht, schon jetzt die Auswahl der Themen beurteilen zu wollen. Offenbar sollte der Start der ersten Veröffentlichungen dadurch erleichtert werden, daß man die publikumswirksamen Wissenschaften vorzog und den Akzent auf Physik, Psychologie, Soziologie und moderne Kunst setzte. Doch wäre es an der Zeit, die klassischen Fakultäten zu berücksichtigen. Schließlich bilden sie das Fundament unserer Bildung, sind sie die Schlüsselpositionen in der Welt des abendländischen Geistes.

Kurzum: der Rowohlt Verlag hat mit dieser Publikationsreihe eine verlegerische Tat — und sie ist, bei Gott, nicht seine erste! — vollbracht, die rückhaltslos anerkannt werden muß, ja, die um der Idee und um des Wertes der veröffentlichten wissenschaftlichen Essays willen nur gelobt werden kann. (Auf einzelne Titel soll in dieser Zeitschrift noch ausführlich eingegangen werden.) Aber diese bewundernswerte Tat darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie nicht einer Enzyklopädie dient. Denn der point de vue dieser Sammlung von oft brennend interessanten, stets bedeutenden Einzelaufsätzen ist nun einmal subjektiv, ist anti-enzyklopädisch.

„Zeitnah und aktuell“ Die einflußreiche Zeitschrift „Jugendliteratur“ veröffentlichte vor einiger Zeit einen mit der Redaktion nicht übereinstimmenden Diskussionsbeitrag, in dem auf eine Gruppe neuer Jugendheftreihen hingewiesen wurde. „Nachweisbar haben die ‚Fliegergeschichten‘, wie auch ihre Schwesterserien (im Verlag Arthur Moewig, München), einen ständig wachsenden Leser- und Freundeskreis. In über siebzig positiven Pressestimmen, in lobenden Urteilen der Elternschaft, der Erzieher und Jugendbünde wird die Richtigkeit und Güte dieser Verlagspublikationen bestätigt. Die Namen der Herausgeber und Autoren bürgen für sachliche und fachliche Richtigkeit, garantieren für Qualität und Leistung. Wäre es nicht angebracht, gerade diesen zeitnahen und aktuellen Reihen einmal die ihnen gebührende Anerkennung auszusprechen?“

Auch Kioskbesitzer vertreten die Ansicht, daß es besonders den „Fliegergeschichten“ in hohem Maße gelungen sei, die Herzen ihrer jungen Leser zu erobern. Es handelt sich bei dieser Serie um eine Reihe vierzehntäglich erscheinender Hefte von 32 Seiten Umfang mit in sich abgeschlossenen Erzählungen über die Heldentaten und Pionierleistungen, die von Kampffliegern und Zivilpiloten in Sturm und Eis, im Ersten und Zweiten Weltkrieg, in Korea, Afrika und Südamerika ausgeführt worden sind. Fraglos entsprechen die Abenteuer, von denen diese Hefte berichten, mehr der Mentalität der heutigen Jugend als die Cowboyhefte alten Schlages, die allerorten nicht zu Unrecht als Schund- und Schmökerliteratur veremt werden. Ob aber der Einfluß, den die „Fliegergeschichten“ auf jugendliche Leser ausüben, besser ist, als die unbestritten schlechte Wirkung der Wildwesthefte, dürfte nicht leicht zu entscheiden sein. Denn der Herausgeber der „Fliegergeschichten“, Peter Supf, erwarb sich einen Namen, der für „Qualität und Leistung“ ebenso bürgt, wie für „sachliche und fachliche Richtigkeit“ nicht erst nach dem Kriege, sondern bereits im nationalsozialistischen Deutschland durch sein Buch „Luftwaffe schlägt zu“. Eigenhändig hatte Reichsmarschall Göring ein Geleitwort verfaßt, in dem zu lesen stand: „Aus den packenden und anschaulichen Schilderungen dieses Buches entsteht ein großartiges, lebensvolles Bild des Kampfes unserer Luftwaffe in dem polnischen Feldzug. Darum wünsche ich diesem Buch, daß es den Weg in die Hand eines jeden Deutschen findet...“

Herausgeber und Verlag der „Fliegergeschichten“ waren umsichtig genug, heute noch keine Heftreihe herauszubringen, die nur von Kriegseinsätzen berichtet. Es genügt ja auch, wenn in jedem dritten Heft Abschnitte stehen, wie etwa der folgende. „Pausenlos blitzt es jetzt auf. Die britische Flak schießt Sperre. Eine Detonation reiht sich an die andere, die Hölle scheint los zu sein. — ‚Achtung, das Dock liegt gleich im Bombenvisier!‘ — Der Bombenschütze preßt sein Auge gegen das Gerät. Noch muß er warten — immer noch, es kommt auf die Zehntelsekunde an. Er preßt die starken, gesunden Zähne in die Unterlippe, ein Blutstropfen rinnt über sein Kinn. Sekunden, die wie Jahre sind! Dann endlich! — ‚Jetzt — Wurf!‘ — ‚Bombe ist los!‘ — Hauptmann Kraft spürt am Steuerhorn: die Bombe hat die Maschine verlassen. Steil zieht er die He 111 nach oben weg. Das Flugzeug wird wie von Böen umhergeworfen, aber er zwingt es auf Kurs. Scharf tritt er in die Pedale, legt das Steuerhorn nach rechts. Qualvoll stöhnt das Rumpfblech auf, es knistern und knacken die Nieten. Immer noch steigt die He. — ‚Feststellen ob die Bombe im Ziel sitzt!‘ befiehlt Kraft mit heller Stimme. — Der Beobachter öffnet die Lippen, um sein ‚Hoffentlich!‘ hervorzustoßen, da zuckt unten ein greller Feuerschein auf. — ‚Hurra, die Bombe sitzt im Ziel!‘ — Dreitausend Meter Höhe sind erreicht. Kraft trimmt die Maschine aus und blickt mit funkelnden Augen nach unten.“

Der Paragraph 1 des Bundesgesetzes über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften lautet: „Schriften, die geeignet sind, Jugendliche sittlich zu gefährden, sind in eine Liste aufzunehmen. Dazu zählen vor allem unsittliche, sowie Verbrechen, Krieg und Rassenhaß verherrlichende Schriften...“ Paragraph 3 führt aus: „Eine Schrift darf, sobald ihre Aufnahme in die Liste bekanntgemacht ist, einem Jugendlichen unter achtzehn Jahren nicht mehr feilgeboten oder zugänglich gemacht werden.“

Bergen-Belsen 1955

Karl Rauch, Bad Salzig am Rhein: Unweit von Celle beim Heidedorf Bergen befand sich eines der berühmtesten Konzentrationslager, eine der großen Schandstätten des Hitlerregimes. Bei einer Autofahrt von Hamburg nach Hannover habe ich dort im Sommer 1955 Halt gemacht. Ödland, Heide. Ab und zu Wacholderbüsche. Sonst wird der Blick dort — weit übers Land schweifend — kaum je unterbrochen. Ein ganz schlichtes und sehr hohes, einfaches Holzkreuz. Daneben ein Denkstein mit Aufschriften in vielerlei Sprachen — vom Hebräischen übers Englische, Norwegische bis zum Tschechischen — und davor ein Massengrab neben dem andern. Karge Aufschriften. „1800 Tote“ — „2500 Tote“ — „3000 Tote“. Die Inschrift auf dem Stein sagt, daß hier dreißigtausend Opfer einer brutalen Vernichtungspolitik, eines ungeheuerlichen Verbrechens bestattet wurden.

Zwei Hamburger Jungen — fünfzehn und dreizehn Jahre alt — begleiteten mich auf jener Reise. Flüchtlingskinder, die ich mir von der Flüchtlings-Starthilfe hatte anvertrauen lassen, damit sie ein paar Wochen Erholung am Rhein haben sollten. Sie sahen dies alles hier, dies ihnen Fremde — mit erstaunten und entsetzten Augen. Sie fingen an, von Grab zu Grab und von Aufschrift zu Aufschrift die Toten zusammenzuzählen und ruhten nicht, bevor sie die Dreißigtausend genau beisammen hatten. Plötzlich sagte der Ältere mit schreckhaft verzerrtem Gesicht: „Dreißigtausend Tote! Alle umgebracht! Und das haben alles die Russen getan? Wann war das eigentlich?“ — Auch mein Gesicht verzerrte sich. Ich sah ihn an. Es versetzte mir einen Schlag. Im Wagen vorher hatte ich nur erwähnt, daß das hier eines der früheren Konzentrationslager sei. Haben diese Jungen denn keine Ahnung von dem, was hier geschehen ist? Ich frage ihn: „Wieso die Russen? Wie kommst du denn darauf?“ Und sehr gelassen-ruhig kommt die Antwort: „Ja, all dieses Böse und Grausame kommt von den Russen. Oder?“ Dieses ‚Oder?‘ hängt dumpf und sengend in der Luft...

Fünfzehn Jahre alt ist dieser Junge. Im Jahre 1940 in einem östlichen Vorort Berlins zur Welt gekommen. Den Vater hat er im Kriege verloren. Seit 1951 lebt er mit Mutter und Geschwistern in einer Hamburger Flüchtlingsiedlung. Er besucht eine Mittelschule. Er ist überdurchschnittlich begabt, aufgeschlossen und lernbegierig. Was für eine Art von Geschichtsunterricht wird in dieser Schule erteilt?

Ich forderte die beiden Jungen auf, sich mit mir aufs braune Heideland zu setzen — mitten zwischen den Gräbern — den Blick auf das hohe Kreuz und ins weite eintönige Land gerichtet. Ich beginne, ein Stück zeitgeschichtlichen Unterrichts für sie nachzuholen. Ihre Augen hängen an meinen Lippen. Der Ältere zittert. Der Kleine drängt sich dicht an mich heran. „Deutsche Männer?“ ruft der Ältere entsetzt — „Deutsche Männer wie Sie, wie unser Vater? Gibt es das denn?“ Ich muß weitersprechen, muß nicht nur den Russenkomplex lösen, diese irgendwo angehörte simplifizierende Teufelei, muß auch

das Grauen vor dem eigenen Blute abbauen, muß den mit äußerster Erregung lauschenden Kindern klarzumachen versuchen, daß es hier nicht um national bedingte Minderwertigkeiten geht, sondern um Abgründe, die überall im Menschen aufbrechen können, wenn das Böse entfesselt wird. „Greuel, Grausamkeiten gibt es in der ganzen Welt. Kein Volk ist davor gefeit. Aber hier an dieser Stelle waren es Deutsche. Das geht uns an — mich genauso wie jeden von euch. Prägt euch das ein, erzählt es euren Kameraden in der Schule, wenn ihr wieder nach Hause kommt! Bittet euren Lehrer darum, daß er euch mehr davon erzählt!“ Und ich lehrte sie auch die Wegweisung, die von dieser Stätte jeder mitnehmen muß: mit all seiner Kraft beizutragen, daß Derartiges sich nicht wiederholt, daß an die Stelle des Mordes die Hilfe aller Menschen untereinander treten muß, wenn je die Welt weiterkommen soll . . . Stumm steigen wir wieder in unseren Wagen und fahren weiter . . .

Gut acht Tage darauf — bei einer Wanderung auf dem Rheinhöhenweg — fragt mich plötzlich, ein ganz anderes Gespräch jäh unterbrechend, der Fünfzehnjährige: „Und warum führen die Schulen nicht alle Jungen und Mädchen dorthin nach Belsen und zeigen ihnen, was dort geschehen ist?“ — Ja, warum eigentlich nicht? Und warum trafen wir an jenem Nachmittag vor jenen Gräbern nur zwei britische Soldaten und gar keinen Deutschen? —

Wie nun aber Freiheit und Gerechtigkeit nur vom Menschen erfahren, versagt und gegeben werden können, so kann auch nur der Mensch ein Wagnis bestehen, nicht eine Organisation, noch irgendein Machtapparat. Diese alte Weisheit besitzt bei uns in der Schweiz einen einzigartigen und gegenständlichen Ausdruck: Den Karabiner zuhause, den Bürger im Wehrkleid. Es ist jene Antwort, vor der ein hoher russischer Funktionär einst einem schweizerischen Minister gesagt hat, sie bilde das gehaßte dauernde Ärgernis, die bürgerlich-republikanische Herausforderung an das kommunistische Staatsideal. Ihre Einfachheit wird selbst vom Atombombenzeitalter nicht aufgehoben. Im Bürger als Soldat vereinigt sich der Freiheitsanspruch des Einzelnen mit der Freiheit des Staates. So stehen wir vor der merkwürdigen Tatsache, daß die kleinstaatliche Form, dieser Ausdruck materieller Schwäche, im letzten mit einem fast absoluten, ja totalitären Freiheitspathos ihrer Menschen rechnen muß.

Peter Duerrenmatt, „Der Kleinstaat und das Problem der Macht“ (Basel 1955, Helbing und Lichtenhahn. 36 S. DM 3,—). Die ungemein anregende Schrift erfordert die Aufmerksamkeit derjenigen, die sich um die Durchsetzung des zivilen Geistes bemühen.

Der Hund

Erzählung



Mit einem über den Zaun geworfenen Knochen fing es an. Das weißliche Fuchsgesichtchen des Spitzbastards bettelte rührend schief. Der Signora Piera, die ihren Rosenknospen nachsah, griff's ans Herz: man soll nicht lässig sein, wenn uns die bedürftige Kreatur anruft. Ins Haus eilte sie und holte aus der Küche den nicht allzu geizig abgenagten Kotelettknochen vom Teller weg, der noch auf Spülwasser wartete. Der Knochen beschrieb einen wohlgezielten Bogen über Eisengitter und Rosenschößlinge hinweg. Unter dankbaren Zähnen knackte es, und dankbar wedelte die im langen Haar staubgraue, aber hübsch aufrecht gestellte Rute. Lang wedelte sie über dürftigen Flanken und etwas zu hoch geratenen Beinen.

„Du gutes Tier“! lobte Frau Piera auch am nächsten Tag, hatte sich doch der Spitz pünktlich zum Stelldichein mit dem Knochen eingefunden. Oder galt's nicht nur dem Knochen? Als nämlich die Signora Piera das übernächste Mal mit leeren Händen über die schon zahlreich entfalteten Rosen auf die mittagsstille Straße sah, um den Kostgänger zu vertrösten und ihm doch auch die Pünktlichkeit ein wenig abzugewöhnen, da wedelte er ohne Enttäuschung weiter: ihr wedelte er zu! Kein bißchen murrte oder bellte er, um zum Geschenk aufzufordern: sie sah er unverwandt an aus kleinen, blanken Augen und wedelte. Wie sie schmeichelten, diese braunen, hübschen Augen! Frau Piera lächelte zurück, geschmeichelt, klinkte das Törchen auf und trat die drei Schritt auf ihren Verehrer zu. Zwischen den munteren, spitzen Ohren kraulte sie ihn, und er schmiegte sich ihr warm ans Bein. Und warm ward's ihr auch ums Herz, stand sie doch schon in einem Alter, da man Zuneigung, woher sie auch kommen mag, nicht mehr leichtfertig zurückweist. „Du gutes Tier“! wiederholte sie herzlich, und der gar nicht so arg bastardierte Spitz schleckte ihr hingebungsvoll den Strumpf. „Komm!“ rief sie, „wir wollen sehen, ob wir in der Küche nicht doch noch was für dich finden!“ Fromm ist es, aber nie ganz ungefährlich, Unbekannte über die Schwelle zu laden, sozusagen vom Zaun weg: ob sie auch einen festen Wohnsitz haben, oder ausbeuterische Strolche sind?

Der Hund zeigte auffällig wenig Verlangen für das, was sich noch für ihn fand. Fast schien es, als nähme er es nur an, um nicht unhöflich die Bemühungen der Gastgeberin zu erwidern. In höchstem Grade wichtig aber war ihm nachher der Platz neben dem Liegestuhl unter der Per-

gola. Nachdem er weidlich den Schemel mit Zeitung, Nähkorb und Buch beschnuppert, verbrachte er dort den restlichen Nachmittag, ausgestreckt, aber noch ohne respektlose Faulheit, das Dreiecksköpfchen gesittet auf den Vorderpfoten, ohne Jappern, Schnarchen oder Scharren. Sogar der frechen Fliege wehrte der stramme Wedelschwanz nicht, aus Furcht zu stören und weggeschickt zu werden. Die blanken Augen gönnten sich keine Minute Schlummer, wie er doch so wohltut am Frühlingsnachmittag.

Am Abend, als der Gast in der Küche Wasser schlapperte mit durstiger Zunge, berichtete die Magd, beim Einkaufen habe sie herumgefragt in Läden und bei Nachbarn, der Hund gehöre niemandem, ein zugelaufener wär's, ein verirrter vielleicht. Frau Piera hörte das sichtlich gerne. „Dann wird's wohl das Beste sein, wir behalten ihn heut Nacht hier, Emilia“, meinte sie. „Wenn er jemandem fortgelaufen ist, wird man ihn schon suchen kommen. Dir tut's ja nicht leid,“ schmeichelte nun auch sie in den aufmerksamen Blick hinein, „du bist ja scheint's gern bei mir.“

Er war gern bei der Signora Piera, er machte kein Hehl daraus. Für die Nacht wählte er sich die Matte vor dem verwitweten Schlafzimmer der erworbenen Herrin, am Morgen sprang er an der Wiedererscheinenden hoch mit tapsigen, aber vorsichtigen Pfoten und schleckte ihr zärtlich die Hand — ja nicht zu dreist, denn noch hing ja das Fortgeschicktwerden drohend über seinem schönen Leben. Suppe gab's, Milch über Brot und Zwieback, schmackhafte Angebinde vom Metzgerburschen. Und neben dem Liegestuhl durfte man sich nun mit mehr Behaglichkeit und weniger Gesittung austrecken, auch der Fliege konnte man wehren und die Ameise wegschnappen oder einem plötzlichen Kitzel nachgeben: die Gefahr der Vertreibung schrumpfte von Stunde zu Stunde.

Am zweiten Morgen entschied die Signora, wenn er schon vorläufig mit ihnen hause, dann solle er auch demgemäß gehalten werden, und richtete ein lauwarms Bad mit reichlich Waschpulver für feine Wäsche. Der Spitz ließ es über sich ergehen als unumgänglichen Zoll und schüttelte den hohen, glitzernden Schaum seiner Gönnerin nicht in die Augen. Unter Frottiertuch und Bürste kam dann ein geradezu eleganter Hund hervor, schneeweiß, wie's der Karton für Hemden und Blusen versprochen. „Solange er bei uns ist, müssen wir ihn doch rufen — Hund genügt nicht, und Spitz auch nicht. Nennen wir ihn — ???“ Und dann berieten die zwei Frauen lange und kämmten und bürsteten an dem Geduldigen herum und scharmuzierten mit ihm, daß es nur so seine Art hatte, und taufte ihn schließlich Igor, nachdem sie Bill und Fritz verschmäht. „Igor“ hätte zwar besser zu einem Wolfshund oder Windspiel gepaßt, aber Frau Piera hatte sich als junges Mädchen bis zu Tränen darüber betrübt, daß sie nicht Sonja hieß, und diesem Penchant für Slawisches hatte sie auch später nie so recht frönen können.

„Igor!“ lockten und hätschelten sie den Geschmeichelten, bis er's verstand. „Igor, du armes Tier, vergessen haben dich deine Leute, die Bösen! Aber schlecht sollst du's bei uns nicht haben, du liebes Tier!“



Besser hätte er's gar nicht haben können. Ein rotes und ein grünes Halsband aus feinem Leder bekam er, und eine klinkernde Steuer-marke mit eingravierter Adresse. Das Körbchen war weich und stand an dem Ort, den er sich zum ersten Nachtlager erkoren, an der Schwelle zum verwitweten Schlaf-zimmer. Sein Auftauchen und sein

Verbleiben wurden den anderswo verheirateten Kindern von der Mutter Piera ausführlich und mit allzu nachsichtiger Beschreibung mitgeteilt. Auch den Freunden und Lieferanten des Hauses wurde Igors Bild etwas zu hell gezeichnet, ohne des doch offensichtlichen Fehlers entschuldigende Erwähnung zu tun.

Starrsinnig nämlich hielt Igor an einer Eigenschaft fest, die beim geselligen Leben seiner Herrin oft peinlich wurde: maßlos eifersüchtig war er ihrer Person zugetan. Daß er Neuankömmlinge verbellte, gut, seine Hundepflicht war's. Aber einmal darüber aufgeklärt, daß es sich da um willkommene Besucher handelte, hätte er stumm dabeiliegen müssen, freundlich dankbar auch für ein Kraulen von bisher fremder Hand. Er aber, mit Mühe und Rüge vom Bellen abgehalten, knurrte, wenn sie die angebotene Tasse entgegennahmen, wie zu einem knurrte, wenn sie die angebotene Tasse entgegennahmen wie zu einem Diebstahl, und unterbrach jäh und einschüchternd die Unterhaltung, mit beleidigtem Aufbellen die Stimmen überdeckend. Auf hohe Absätze von Besucherinnen — seine Herrin trug stets flache — hatte er's ingrimmig abgesehen, und mehr als einmal biß er wütend und hinterlistig hinein in das aufreizende Ding. Unverbesserlich war er in Gesellschaft, übelster Laune, ungehorsam und oft böse bis zum Fürchten, dagegen das sanfteste, zutraulichste, folgsamste Tier, wenn er seine Herrin für sich allein hatte. Da störte er nie, da zeigte er keine Laune, da nahm er alles von ihr entgegen, Liebkosung, unwilliges Beiseiteschieben oder Gleichgültigkeit.

„Liebhaben muß man dich, da ist nichts zu wollen!“ lachte die Signora Piera, und jung stand ihr das Lachen im Gesicht, als wärme ihr solch heftiger Ritterdienst das vom Leben abgekühlte Matronenherz. „In meinem Alter fährt man scheint's am Besten mit einem Liebhaber Hund!“ scherzte sie wohlgefällig, und verzieh, daß sie erst gestern für die Zahnspuren an einem Paar roter Stöckelschuhe hatte Schmerzensgeld bezahlen müssen. Emilia, die Magd, fand zwar, ein Liebhaber liefe wohl eher weg, aber ob er so widerwärtig knurrte und alle Leute hausscheu machte? „Und vielleicht ließe er Ihnen doch ein bißchen mehr Freiheit!“ „Mag sein, der hätte ja bei mir auch keine Untreue mehr zu befürchten — für diesen da aber werde ich nie alt!“ Sonderlich froh fiel jedoch das Scherzen nicht aus.

Um der sorglos versorgten Witwe Piera Freiheit stand's nämlich nachgerade nicht zum Besten! Rückte sie, zum Ausgehen ange-

kleidet, noch die Hutfalte zurecht vor dem Spiegel im Eingang, so erklang auch sogleich das Tapp-tapp der stumpfen Krallen, und Igor stellte sich stumm, mit traurig hängender Rute und schiefem Bettelköpfchen, zwischen Herrin und Haustür auf. „Du wirst es doch nicht übers Herz bringen, mich allein zu lassen!“ hieß das. Und sollte sie's wirklich einmal übers Herz bringen, begleitete sie das wimmernde Heulen des Verlassenen durch den Vorgarten, durchs Tor und noch ein gut Stück die Straße entlang. Die Ohren taten ihr weh wie das Herz, den Schritt beschleunigte sie pochenden Gewissens, als käme sie von weiß was für einer Übeltat. Während des mit solchem Jammer erkaufte Ausganges schmeckte die Freiheit kein bißchen, schon im Keim erstickte die Reue jedes Lustgefühl. Eigensüchtig und grausam schalt sich die Signora Piera, brach am spannendsten Punkt des Films auf, wie um sich zu strafen, unterließ gerade die Einkäufe, auf die sie sich gefreut und für die sie sich die Muße hatte sichern wollen, oder kam zerfahren und nervös zum „hundelos“ verabredeten Treffen. Wie sie dann vom Tramtrittbrett absprang, gar nicht mehr so recht schicklich für ihre Jahre, wie sie vollends heimtastete und krampfhaft auf Radiomusik aus den Nachbarshäusern aushorchte und es bei sich Kinderweinen nannte, dies Kläglichke, das erst verstummen würde, wenn sie in vier, in einer Minute den Schlüssel im Schloß drehte!

Die Freude! Ach, die aus der Verzweiflung aufbrechende Freude! Weder der erste Verliebte, der ihr noch die Schulmappe hatte tragen helfen, noch der schon Halb-Verlobte, noch ihr Mann, noch eines ihrer Kinder hatten je so hemmungslos ihre Freude geäußert, sie wiederzusehen, wie dies zugelaufene Tier.

Seine Freude ließ sie den Zwang vergessen, der ihr die Stunden außer Haus verdorben. „Er braucht mich eben!“ lachte sie stolz. „Ist's nicht schön, wenn man gebraucht wird?“ In den nächsten Tagen konnte Igor sicher sein, mitgenommen zu werden, an der grünen oder roten Leine, zum jeweiligen Kleid seiner Herrin passend. Vor Stolz und Glück brachte er's bei solchen Gängen auf jenes drahtige Tänzeln, zu dem sonst nur Spitze ohne fremdrassige Zutaten fähig sind. Sogar seine Eifersucht zügelte er dann und wartete hübsch gesittet ab, bis eine Begegnung oder ein Einkauf ihr natürliches Ende fanden.

Nun trug sich's aber zu, daß die Tochter Elisabetta, in der Hauptstadt verheiratet, ein Kind erwartete und ihre Mutter zur Entbindung bei sich wünschte. Ans Mitnehmen, wie noch kürzlich zu den nur halbgewossenen Wochen am Meer, als Wirt und Mitgäste immer sauersüßere Gesichter zogen, war gar nicht zu denken. „Wie wird er leiden in Ihrer Abwesenheit!“ gab die Magd zu bedenken. „Gott, er wird sich schon gewöhnen, wenn nicht den dritten Tag, so doch den fünften! Er kann ja nicht zwei Wochen nur jammern. Sorg gut für ihn, Emilia, und ersetz mich!“

Die gefundene Herrin, Wunder und Sinn seines Lebens, für den Spitz Igor gab's nichts, was sie hätte ersetzen können. Nicht die Leckerbissen, die ihm Emilia zudachte, nicht das Streicheln ihrer spülrauen Hand, nicht das Locken mit der roten oder grünen Leine als Ver-

sprechen langen Spaziergangs, bei dem er ungestört Ecken beschnuppern dürfte, an denen Artgenossen das Hinterbeinchen gelüpft. Der Spitz trauerte auf bestürzende Weise. Wie taub und blöde hockte er in seiner Herrin Schlafzimmer, Tag und Nacht, erwies den vor ihn hingerückten Schüsseln kaum die Gnade eines müden Schleckens, wedelte kein bißchen mit dem matten Schweif, wenn ihn Emilia aufmunternd zwischen den traurigen Ohren neckte. Machte sie aber Anstalten, sich dem Bett ihrer Padrona zu nähern, um endlich die Leintücher abzuziehen, wie es ja schon am ersten Tag von Frau Pieras Abwesenheit ihre Pflicht gewesen, dann sprang der Spitz mit zornigem Knurren auf das Bett, legte sich breit und grimmig darauf — was er sonst nie gewagt — und verharrte dort, ein Wächter mit gefletschten Zähnen, bis die Magd auch für heute auf ihren Dienst verzichtete: was seine Herrin zurückgelassen und woran noch ihr Geruch haftete, ihm gehörte es, und niemand durfte ihn dessen berauben! Und als Emilia einmal im Schrank aufräumte, erwischte er aus dem unteren Fach einen wollenen Winterstrumpf, in den verbiß er sich, den deckte er, zernagt, zerfrantzt, mit seinem treuen Körperchen, das wieder dürrig und struppig geworden: litt es doch, vor vollen Schüsseln, kläglich an der Verlassenheit. Der Magd Emilia ward's unheimlich. Schon nach wenigen Versuchen hatte sie verzichtet, Gewalt anzuwenden; und schickte sich drein, im Garten dem Spitz bei Fuß zu gehen, wenn er sein hygienisches Geschäftchen erledigen sollte. Als sie nämlich versucht, ihm zu entweichen und im Schlafzimmer Ordnung zu schaffen, hatte er sie schon am Bein gepackt.

„Ein verrücktes Biest!“ empfing sie zürnend und erlöst die heimkehrende Großmutter. Die aber verzieh vor all dem Lecken und Schlecken und Schwänzeln und Hochspringen und Pfotenauflegen, und hörte sich, ein wenig ungläubig, die Geschichte von den nicht gewechselten Leintüchern und den gefletschten Zähnen an. „So ein kleiner, lieber Hund — was du nicht erzählst, Emilia!“ Und wie zum Beweis zog sie, unbehelligt versteht sich, die Laken vom verwilderten Bett. Der Spitz hielt sich sittsam an der Schwelle, unermüdlich wedelte sein Schwanz mit schwingenden Haaren.

Als die Signora Piera freilich den närrisch zernagten Strumpf fand, wurde sie nachdenklicher: „Ja, ein bißchen zuviel Treue — —“

Die Treue wuchs ihr über den Kopf, in den nächsten Monaten, ein Zerrbild der Treue war's ja und wurde ihr zum Albdruck. Ach, dies ewige Gefolgtwerden, dies nie Unbeobachtet-sein, dies keinen-unüberwachten-Schritt-tun-können stieß sie in unentrinnbare Gefangenschaft. „Zuviel Treue!“ stöhnte sie in die Kissen, denn auch des Nachts, kaum daß sie sich im Bett von einer Seite auf die andere drehte, hörte sie den Hund sich wachsam bewegen in seinem Korb vor der Tür. Schon längst wagte sie es nicht mehr, vor dem Jammernden die Haustür zu schließen und ihre freien Wege zu gehen. Immer begleitete er sie, und sie verzichtete auf all das, wo seine Gegenwart verboten war, auf Theater, Konzert, Kino, auf die Messe und auf Besuche bei denen, die dem Spitz nicht genehm waren, oder die baten, den Mürrischen



nicht mitzubringen. „Aber ich kann doch nicht ohne ihn!“ jammerte Frau Piera in den Hörer hinein, und jenseits des Drahts hechelte man, Altern mache eben wunderbarlich, und Witwesein beschleunige das Altern, und gutes Aussehen könnte auch als Balsamierung gedeutet werden!

Die Signora Piera sah übrigens gar nicht mehr gut aus, am Morgen, als sie den schweren Gang antrat unter strömendem Märzenregen. Nicht nur eine schlaflose Nacht hatte sie hinter sich. „Daß du mich dazu zwingst!“ klagte sie mit tonlosen Lippen, und die Leute auf der Straße drehten sich erstaunt nach diesem klagenden Gesicht um. Igor, der Treue, gebürstet und stramm gefüttert, tänzelte an grüner Leine, zum grünen Schirm gewählt. „So gut hätten wir’s mit einander haben können, nur ein bißchen Diskretion hätt’s gebraucht — du närrisches Geschöpf, mit dem man’s nicht mehr aushalten kann! Wenn du doch wenigstens begriffen hättest, daß sich dir anderswo ein Ersatz für mich bot! Aber nein,

fortlaufen mußtest du von der guten Frau Pächter draußen auf dem Weingut, und bist mir die zwanzig Kilometer zurückgekeucht und angekommen, daß man dich nicht mehr erkannte! Dem Metzger im Dorf überm Fluß, warum mußtest du dem’s geradeso machen? Den hatte ich mit aller Sorgfalt für dich ausgesucht, der warf dir die besten Häppchen hin. Bis ins Greisenalter hättest du dort glücklich gelebt und Gassenfreiheit gehabt mit allen Hundedamen — auf dem Dorf ist’s doch viel vergnüglicher für einen Hund als in der Stadt, hattest du denn das nicht begriffen? Ach, du dummes Geschöpf, man darf das Liebhaben doch nicht so weit treiben! Von dir muß man sich ja mit Gewalt freimachen!“

Der Spitz verstand nichts vom Sinn, aber da’s jetzt nicht mehr mit stummen Lippen geklagt wurde, hörte er zu mit aufmerksam gestellten Ohren; und da die Stimme traurig kam, rieb er beschwichtigend Hals und Flanke an den voranstrebenden Beinen. „Da sind wir ja schon, du dummes Tier!“ verwies ihm Frau Piera gramvoll das Schmeicheln. „Komm!“ Willig kam er mit, an loser Leine.

Der Mann, der telefonisch unterrichtet worden, tat freundlich mit dem Ankömmling. „Ich kann nicht zusehen, aber Sie tun ihm doch nicht weh!“ Frau Piera kämpfte mit den Tränen, und das Tüchlein wischte in den Augenwinkeln, verstohlen, als gälte es Heimlichkeit vor einem lieben Kranken.

„Wenn Sie’s ihm wirklich ganz leicht machen wollen, dann müssen Sie schon dabei sein. So sind nun mal Hunde, manche lieben ihren Herrn, daß sie alles von ihm annehmen. Führen Sie ihn selbst hinein! Mut — das sind Sie ihm noch schuldig!“

Nun schluchzte Frau Piera, wie’s zu einem Leichenbegängnis gehört,

und der Spitz ging mit ihr, ahnungslos und grundtreuen Herzens. Er sprang auf den weißen Tisch, wie sie's ihn hieß mit brüchiger Stimme, und unter ihrer streichelnden Hand stand er, mit ruhig atmenden Flanken. Kaum, daß er ein klein wenig zuckte, als die Nadel einstach. Sie streichelte weiter, ohne hinzusehen eifrig, hastig, ein, zwei, drei Sekunden noch, über das gepflegte Fell. Dann brach's auf der Tischplatte zusammen, steif, fast schon wie ein Ding, das sich nie bewegt. Noch ins Leere hinein streichelte die Hand.

„Kein bißchen hat er gelitten!“ lobte der Mann seine gute Leistung.

„Ich hab ja gemordet!“ schrie Frau Piera wild auf. „Ich hab ja gemordet!“

Ohne die Aufmerksamkeit der blanken Augen verschwamm das Fuchsgesichtchen schon ins Schlaffe und Fremde.

„Nicht übertreiben, Signora“, begütigte der Mann. „Man muß eben auch mit der Liebe vorsichtig sein. Und dem Hund haben wir's nicht begreiflich machen können. So aber darf er Ihnen weiter treu sein — fast hätt' ich gesagt, Gott vergeb mir's, in alle Ewigkeit! Und Sie, Signora, Sie können jetzt zu Hause bleiben oder ausgehen, wie's Ihnen beliebt, reisen oder Musik hören. Ist so nicht beiden geholfen?“

Frau Piera aber trauerte ehrlich und wehmütig um Igor, den Halbspitz. Sie vergaß ihn nicht. Ja, seit seinem Tod hätte man fast zu Recht behaupten können, sie wäre ein wenig wunderlich. „Ach ich weiß, wie's einem Mörder zu Mut ist!“ konnte sie seufzen, wenn sie in der Zeitung die schwarze Chronik durchlas, ohne eine einzige finstere Geschichte auszulassen.



Zeichnungen | Georg Michel

LICHT, in die Finsternis
sorglich hinausgestreut:
ahnst du schon ungewiß
unsre Verschwiegenheit:

Mädchenwort und Verzicht,
Trost, den die Stunde trägt
oder dein starkes Licht
schmal in den Fluß gelegt?

Herzlicher Kreis: das Tor,
Ahornbaum, späte Stadt.
Ob wer dein Licht verlor
je solche Heimat hat? —

Fände der späte Gast
ohne dein Licht nach Haus? —
Streu was du gütig hast
uns in die Nacht hinaus!

Gerhard Riedel

WIRTSCHAFTS-RUNDSCHAU

Die *Hochkonjunktur* in den weltwirtschaftlich wichtigen Ländern hält an. Ihre Beherrschung, vornehmlich mit kreditpolitischen Mitteln, bleibt angesichts des saisonal zu erwartenden Frühlarsaufstiegs weiterhin ein wesentliches Charakteristikum der Wirtschaftspolitik. Aber in Einzelheiten hat sich das Bild seit unserem Dezemberbericht leicht geändert. In den USA neigen kritische Beobachter zu der Annahme, die Aufstiegskräfte würden in 1956 sich abschwächen. Der unverändert schwere Kampf der britischen Regierung um die Besserung der Zahlungsbilanz wird von einer breiten Lohnwelle bedroht. Sowjet-Rußland schaltet im Kalten Krieg auf wirtschaftliche Vorstöße von großer Bedeutung um. In der Bundesrepublik werden die Sorgen um einen ruhigen Fortgang des weiteren Aufstiegs größer. Mit dem Fortschreiten der Aufrüstung und dem Zurückdrängen mächterner wirtschaftlicher Überlegungen durch die innenpolitischen Bestrebungen, bereits bald durch großzügiges Eingehen auf Forderungen der verschiedensten gesellschaftlichen Gruppen die Bundestagswahl vom Sommer 1957 vorzubereiten, wächst die Gefahr konjunktureller Überhitzung und der Stabilhaltung des Geldwertes.

Die Konjunktur des letzten Jahres ist in den USA wesentlich durch den Zuwachs an Konsumentenkrediten (Teilzahlungsgeschäfte) von 6,1 Mrd. Dollar getragen worden. Die Last der eingegangenen Verpflichtungen wird die Kreditnehmer davon abhalten, sich in annähernd gleichem Maße weiter zu verschulden. Aus dem gleichen Grunde wird ein Nachfrage-Rückgang im Wohnungsbau vermutet. Preissteigerungen für gewerbliche Güter wurden durch Preisrückgänge bei den Agrargütern in den Lebenshaltungskosten diesmal ausgeglichen. Eine leichte Kaufkraftminderung des Dollar bedarf drüben keiner Gegenwirkungen, da die Zahl der Rentner klein ist, die Löhne sich anpassen könnten und die Zahlungsbilanz sie erträgt. Im Jahr der Präsidentschaftswahl ist keinerlei recession zu befürchten. Notfalls ständen der Regierung in reichem Maße Mittel für Interventionen zur Verfügung.

Großbritanniens Zahlungsbilanzlage

hat sich noch nicht grundlegend gebessert. Die in großer Breite beabsichtigten Lohnforderungen der Gewerkschaften von 10-15 % könnten die Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt beeinträchtigen und die Politik der Regierung, den Inlandverbrauch zu drosseln, durch die Erhöhung der Massenkaufkraft entscheidend stören.

Die Sowjetunion versucht systematisch, den Ländern des Mittleren und des Nahen Ostens durch Kredite, Lieferung von Investitionsgütern und von Fachleuten bei der Entwicklung ihres Wirtschaftspotentials zu helfen und sie damit in ihren Bann zu ziehen. Die „alt-kapitalistischen Länder“ müssen darauf reagieren. Aber die Waffen sind ungleich. Die Sowjet-Union kann jene Hilfen durch Staatsdekrete aus der inneren Versorgung mit Gütern und Kapital abzweigen; die westlichen Länder müssen im schwierigen parlamentarischen Kampf Privatinitiative durch Staatsgarantien unterstützen. Der Sowjet-Union kommt es nicht auf die Erlangung längerfristiger ökonomischer, sondern politischer Positionen an; in den östlichen Ländern besteht ein starkes Ressentiment gegen die Gewährung von Positionen an die Westländer, die sich auf längere Frist wirtschaftlich auszahlen sollen.

In der *Bundesrepublik* sind die im Herbst erwogenen Maßnahmen zur Dämpfung des Konjunkturauftriebs, speziell auf dem Bausektor, ohne spürbaren Erfolg geblieben. Die Auftragsbestände im Bau, in der Industrie und die Entwicklung der Massenkaufkraft lassen eine kräftige Frühlarsbelebung erwarten. Die Enge des Arbeitsmarktes wird wieder stark fühlbar werden und zu ähnlichen Weiterwirkungen führen wie im Herbst. Tendenzen zu Preiserhöhungen werden sich verstärkt zeigen, teils weil die Kosten gestiegen sind, teils weil sie bei der starken Nachfrage „marktgerecht“ wären. Die Verhältnisse vom Herbst werden sich fortsetzen. Wenn man damals eine „Konjunkturdämpfung“ für notwendig hielt, mußte man jetzt diese Linie weiter verfolgen.

Indes: Regierung und Parlament sehen sich aus sachlichen Gründen und weil sie frühzeitig Stimmung für die

Bundestagswahl vom Sommer 1957 machen wollen, veranlaßt, Geld unter die Leute zu bringen. Noch stärker als im Herbst wendet sich die Wirtschaft gegen „Dämpfung“. Das starke Anwachsen der Kassenüberschüsse des Bundes wird allmählich als Ärgernis empfunden und läßt bei ihrer späteren Auflösung schwere Spannungen im Wirtschaftsgefüge befürchten. Die Aufrüstung wirft dunkle Schatten voraus.

Der Zuwachs an Kaufkraft, der aus den neuen Staatsausgaben für Landwirtschaft, Kriegsofferrentner, Bergbau, Mittelstand zu erwarten ist, ist so breit gestreut, trifft auch so viele kleine Einkommen, daß er keinen spürbaren Konjunkturstoß auslösen wird. Der Investitionsgütersektor wird kaum, der Bau-sektor nur gering betroffen. Der Ertrag der bäuerlichen Arbeit muß ohne Preiserhöhung der Agrarprodukte wieder in ein erträgliches Verhältnis zu dem anderen Wirtschaftsbereiche gebracht und die Landwirtschaft für einen künftigen einheitlichen westeuropäischen Markt wettbewerbsfähig gemacht werden. Darum müssen intensiver als bisher die Zusammenlegung der Kleinbauernstellen zu ausreichenden Betriebsgrößen gefördert, die Kosten und die Schwere bäuerlicher Arbeit durch systematische Mechanisierung der Feld-, Hof- und Hausarbeit gesenkt und erleichtert werden. Innenpolitische Gründe gebieten, den Bauern in seinem ganzen Lebensstil so zu stellen, daß er sich wieder an seinem Platz in der Gemeinschaft fühlt. Entscheidend ist, die Maßnahmen so anzusetzen, daß sie solcher äußern und innern Strukturwandlung der bäuerlichen Betriebe wirklich dienen.

Eine Erhöhung der Kriegsofferrenten ist notwendig. Gefährlich sind aber die Pläne über die „dynamischen Altersrenten“. Je mehr der Kreis derer sich verkleinert, deren Einkommen nicht durch das gewerkschaftliche Handeln oder engere oder losere Koppelung damit bestimmt wird, je größer der Kreis derer wird, deren Einkommen schnell Preiserhöhungen folgt, desto geringer wird der Widerstand gegen eine etwaige langsame stetige Minderung des Geldwertes. Wenn keine stärkere Besorgnis um den Geldwert des laufenden Einkommens mehr zu bestehen braucht, könnten breiteste Bevölkerungskreise in ihrer Eigenschaft als Sparer durch „dynamische Koppelungen“ überrannt werden.

Das ernsteste Wirtschaftsproblem ist aber die *Aufrüstung*. Zwar werden ihre direkten Auswirkungen erst in 1957 und später fühlbar werden. Aber mit der konkreten Planung, die in den nächsten Monaten erfolgen muß, werden langfristige Festlegungen erfolgen, die später kaum noch entscheidend geändert werden können.

Die Kernfrage lautet: wie läßt sich die Aufrüstung gütermäßig und geldpolitisch ohne Gefahr für die Stabilität des Geldwertes in einer Hochkonjunktur durchführen, in der die Produktionsmöglichkeiten (technisch und arbeitsmäßig) so gut wie vollständig für die zivile Versorgung und den Export beansprucht sind. Nachgerade wird man sich in Bonn bewußt, daß entweder die Kapazitäten im Umfang der zu erwartenden Rüstungsaufträge vergrößert werden oder künftige größere Rüstungsaufträge eine bisherige Nachfrage verdrängen müssen. Die „Auf“-Rüstung läßt einen einmaligen Stoßbedarf entstehen. Der spätere laufende Ersatz beansprucht wesentlich kleinere Kapazitäten. Die Kapazitätserweiterungen sollten daher in vernünftigen Grenzen bleiben umsomehr, als ein über das jetzige Investitionstempo hinausgehender Ausbau gerade diesen Sektor allzuleicht „überhitzen“ könnte.

Die Regierung möchte aus innenpolitischen Gründen nicht riskieren, die sehr hohen Kassenausgaben in der zweiten Hälfte der Aufrüstungszeit (Höhepunkt ein Jahresbetrag von 15 Mrd. DM) durch starke Steuererhöhungen decken zu müssen. Sie will den Gesamtbetrag von 36 Mrd. DM in vier gleichen Jahresraten einheben, nimmt dabei das Entstehen gewaltiger Kassenreserven (Höchststand bis 8 Mrd.?) in Kauf. Inzwischen hat man aber allgemein erkannt, welch schwere Gefahren währungs- und konjunkturpolitisch die spätere Mobilisierung solcher vorerst stillgelegter Kassenüberschüsse enthält. Die Mobilisierung muß wie zusätzliche Geldschöpfung wirken. Die Kompensierung dieses Geldstroms durch Kreditdrosselung durch Maßnahmen der BdL ist sehr problematisch, zumal im Rüstungsverkehr eine Rekompensation durch den zusätzlichen Geldstrom entstände, die Last auf dem rüstungsfreien Wirtschaftsteil läge.

Als Ausweg bietet sich zunächst Verwendung der Fondsmittel für Käufe von Rüstungsgütern im Ausland an; die Bin-

nenwirtschaft bliebe davon geld- und gütermäßig unberührt. Aber ohne klar ersichtliche Gründe neigt man in Bonn neuerdings dazu, möglichst viel im Inland fertigen lassen zu wollen. Aber auch bei ansehnlichen Auslandskäufen würde wohl in dem Fond ein Betrag bleiben, dessen Verausgabung in kürzerem Zeitraum geldpolitisch bedenklich wäre. Auf je längere Zeit dieser Geldstrom verteilt würde, umso mehr würden die Gefahren vermieden. Es wird auch empfohlen, die Rücklage nicht über den jetzigen Betrag von ca. 3,5 - 5 Mrd. DM anwachsen zu lassen und den später fehlenden Rüstungsbetrag durch Anleihen zu decken. Wieweit dies durchführbar wäre, hängt von der schließlichen Höhe des Gesamtbedarfs, dem Umfang der Auslandkäufe und dem Zeitraum ab, in welchem solche Deckung durchgeführt werden müßte. Mit Anleihen von mehreren Mrd. DM, evtl. 2 oder 3 Jahre hintereinander, würde der Kapitalmarkt überfordert werden. Tiefer wird man in diese ernste Problematik erst gehen können, wenn das Verteidigungsministerium über die bisher erst vorhandene grobe Skizzierung hinausgekommen und die Rüstungs- und Auftragsplanung nach Art und Zeit konkret detailliert hat, wenn klar ist, was man insgesamt braucht, was von den USA gestellt wird, was man im Ausland kaufen kann und will, was man im Inland fertigen muß und will. Wie lange Zeit bis dahin vergeht, ist schwer zu sagen. Es wird viele Monate dauern. Inzwischen wächst Schäffer's Rückstellung weiter an. Je höher der Fond wird, umso schwieriger wird seine spätere Verwendung ohne Erzeugung größerer wirtschaftlicher Störungen. Wie man die Dinge auch wenden möge, die zeitlich weitere Erstreckung der Aufrüstung als auf 3 oder 3½ Jahre ist wirtschafts- und währungspolitisch völlig unerläßlich. Sonst sind gefährliche Überspannungen der Wirtschaft zu besorgen. Aus innen- und außenpolitischen Gründen sollte man alles tun, sie zu vermeiden. Hierfür sollten auch die Nato-mächte Verständnis aufbringen.

Nur gesunde Währung sichert gesunde Wirtschaft. Zu hochgeschraubte Ansprüche an die Güterproduktion und an das Tempo ihrer Steigerung d. h. ungesund gesteigerte Nachfrage, können allzuleicht die gefährliche Preis/Lohnspirale in Gang setzen. Um der Stabilhaltung des Geldwertes willen sollte die Aufrüstung den

ohne Überspannung der Leistungsfähigkeit gegebenen Möglichkeiten angepaßt werden. Auch von hierher ergibt sich die Notwendigkeit zeitlicher Erstreckung. Nach den Worten des neuen Notenbankgesetzentwurfes hat die künftige Notenbank als Fortsetzung der Bank Deutscher Länder die Währung zu sichern und „in Währung dieses Auftrages“ die Wirtschaftspolitik der Regierung zu unterstützen. Klarer noch als in der derzeitigen Formulierung der Aufgabe der BdL erhält hier die *Sicherung der Währung einen klaren Vorrang* vor allen anderen Verlangen. Wünsche auf Beschleunigung des konjunkturellen Tempus lassen sich nicht ohne Weiteres mit dieser Zielsetzung in Einklang bringen. Spannungen zwischen Regierung und BdL werden daher auftreten. Wenn man Konjunktur und gesunde Lebensverhältnisse der Nation auf lange Sicht im Auge hat, sollte man Konjunktur und Aufrüstungspolitik den Notwendigkeiten einer klaren Währungssicherung anpassen und sie so führen, daß Überhitzungen und ein Eingreifen der Notenbank nicht notwendig werden. Eine enge laufende Zusammenarbeit zwischen beiden Stellen ist notwendiger als je.

Malen wir vielleicht zu dunkel? Sind denn wirklich Gefahren einer Überspannung gegeben? Drängen wichtigste, vielleicht nur schwer widerrufbare Entscheidungen wirklich schon bald? Wir wollen Gesagtes nicht wiederholen. Aber mit großem Ernst, mit Kürze und mit Schärfe hat Minister Erhard in seiner Bremer Rede Anfang Februar Ausführungen über die Konjunktur gemacht, die unsere Besorgnisse unterstreichen. Erhard sagte: „Deutschland sei bedächtig und nimm nicht mehr herein an Konjunkturwollen (wir ergänzen: und Rüstungstempo), als die deutsche Wirtschaft vertragen und verkraften kann... Was darüber hinausstrebt oder was sich den Illusionen hingibt, man könnte auf diesem oder jenem Sektor diese Grenzen überspringen, muß zuletzt zum Unheil führen... Wenn wir in eine Entwicklung hineinschliddern, die die Kaufkraft unseres Geldes fortdauernd herabmindert... und Regierung bezw. auch die Notenbank... sich dieser Entwicklung widersetzt, dann... genügen sie nur ihrer Pflicht gegenüber dem Volke... Die Entscheidung steht auf des Messer's Schneide“.

Friedrich Lemmer

Zeittafel vom 15. Januar bis 15. Februar 1956

16. 1. IG Bau-Steine-Erden löst Bezirksleitung Nordrhein wegen kommunistischer Unterwanderung auf.
64 % des USA-Etats für 1956/57 für Verteidigung.
18. 1. Kasernierte Volkspolizei der SBZ in Volksarmee umbenannt.
20. 1. Sicherheitsorgane der Litauischen Sowjetrepublik fordern Partisanen zur Übergabe auf.
22. 1. Bischof von Berlin, Dibelius, protestiert bei Sowjetzonenministerpräsidenten gegen Verhaftung von Mitarbeitern der Bahnhofsmision, besucht den Papst.
24. 1. Le Troquer (Republikanische Front) neuer Präsident der französischen Nationalversammlung (280 Stimmen im 3. Wahlgang).
27. 1. Todesurteile im ostberliner Schauprozeß wegen „Abwerbung“ löst Entrüstungssturm aus. Bundestagsprotest 2. 2.
29. 1. Eisenhower lehnt sowjetische Vorschläge (Bulganin-Brief) mit Gegen-vorschlägen ab.
29. 1. Sowjetzonenarmee Oberbefehl des Sowjetmarschalls Konjew unterstellt. Prager Konferenz der Warschau-Pakt-Staaten.
31. 1. Sozialist Guy Mollet mit 420 : 71 Stimmen als Ministerpräsident bestätigt.
1. 2. Sowjetinnenminister Kruglow nach zweieinhalbjähriger Amtszeit (Berija-Nachfolge) abgelöst. Nachfolger: N. P. Dudorow.
2. 2. Unverbindliches Schlußkommuniqué des Eden-Besuches in Washington.
3. 2. Bulganin bietet erneut 20jährigen Freundschaftsvertrag an, lehnt konkrete Vorschläge jedoch ab.
6. 2. Ministerpräsident Segni und Außenminister Martino in Bonn.
100-Millionen-Kredit für Süditalien gewünscht.
8. 2. Washingtoner Nahost-Konferenz der drei Westmächte.
14. 2. Atomabkommen USA—Bundesrepublik unterzeichnet.
Pariser Saar-Memorandum an Bonn.
15. 2. Verhandlungen Präsident Cotys mit dem Sultan von Marokko über die künftigen Beziehungen (Erklärung v. 6. 11. 1955).

Der Schatten des weißen Mannes

Wie sagte doch vor kurzem in Durban ein südafrikanischer Politiker zu der ihm zujubelnden Volksmenge einer angeblich weißen Herrenrasse? „Wer uns kritisiert oder die Eingeborenen für Menschen hält, der ist ein Barbar und Kommunist.“ Nun, ich halte die Eingeborenen für Menschen.

Es geht mir jedoch nicht um dieses Bekenntnis, mit dem ich ja wahrhaftig und Gott sei's gedankt nicht allein dastehe, sondern vor allem darum, die schier unüberbrückbare Kluft zu zeigen, die zwischen dem größten Teil der fünf Millionen Weißen in Afrika und uns Europäern aufgerissen ist. Wer von dieser Kluft weiß, wird ermessen können, wie schwer es ein Europäer hat und wie schwer es ihm gemacht wird, wenn er Afrika als sachlicher, nüchterner, stets wachsamer und unvoreingenommener Beobachter bereist.

Ein solch objektiver Beobachter, dessen Maxime es ist, Augen und Ohren offenzuhalten, den Leuten aufs Maul zu schauen und selbst noch scheinbar belanglose Unterhaltungen in den Bars und Cafés, auf den Straßen oder unter der Erde bei den Minenarbeitern wichtig zu nehmen, weil sich gerade aus dem zwanglosen Gespräch wenigstens etwas von der Problematik dieses Erdteils offenbaren könnte — ein solcher Mann ist *Alexander Campbell*.

Doch ich bewundere und — gern gesteh' ich's — beneide Campbell nicht nur um seine außerordentliche Beobachtungsgabe (die er in seinem Buch „*Afrika — Gesicht und Seele; Revolution eines Kontinents*“. Stuttgart, Scherz und Goverts Verlag. 456 S. DM 16,80, beweist), sondern auch um seinen journalistischen Spürsinn, der ihn stets dorthin lenkt, wo sich die Zündschnur schon brennend zum Pulverfaß frißt. Und irgendwo brennt seit knapp zwei Jahrzehnten immer eine Zündschnur in Afrika.

Alexander Campbell bemüht sich jedoch nicht, als Weißer den Schwarzen zu verstehen, wie es die Dänin Tania von Blixen in ihrem bezaubernden, aber unbewußt überheblichen Werk, „*Afrika, dunkel lockende Welt*“, getan hat, sondern er bemüht sich als Mensch den andern Menschen zu verstehen. Dies erscheint selbstverständlich; es ist es aber nicht. Denn von wem in der in- und ausländischen Literatur darf man sagen, er habe Afrika nicht als Europäer, nicht als Weißer gesehen? Von etwa sechzig Autoren weiß ich — außer Alexander Campbell — nicht mehr als vier aufzuzählen: Attilio Gatti, den ehemaligen Befehlshaber der britischen Flotte, Albert Schweitzer, Werner G. Krug und Julius Lips, dem die Nationalsozialisten seinen Lehrstuhl an der Frankfurter Universität nahmen. Diese fünf Autoren haben nicht nur mit *ihren* Augen, sondern auch mit den Augen der Eingeborenen gesehen. Und daß sie nur sehr selten einmal etwas verzerrt oder verschwommen gesehen haben, das bestätigen nicht die Forscher oder die in Afrika lebenden Weißen, sondern das beweist ausschließlich und überzeugend die *Dichtung* der Eingeborenen. „Die schwarze Angst und die weiße Angst, sie sind von gleicher Größe.“ Genau in diesem Schnittpunkt all unserer Empfin-

dungen treffen die Aussagen Alexander Campbells — und die der vier anderen bereits genannten Autoren — mit denen der jungen afrikanischen Dichter zusammen. Wer bis zu diesem Schnittpunkt vorgedrungen ist, der kennt für den anderen nur noch Liebe, und das ist Verstehen und Verzeihen.

Es ist zwar nicht unwesentlich, von welchem Teil Afrikas der Autor erzählt; doch wollte man all seine Berichte auf einen gemeinsamen Nenner bringen, so wäre es immer die gleiche traurige Geschichte: Da ist der junge Inder, der sich in England seinen akademischen Titel erworben hat und nun froh sein muß, wenn er in Südafrika irgendeine Stelle findet — vielleicht als Botenjunge in einem Büro. Oder da ist der Sohn Mahatma Gandhis, der ebenso wenig eine öffentliche Bibliothek wie eine Bedürfnisanstalt aufsuchen darf, weil diese den Weißen vorbehalten sind. Fragt man einen Südafrikaner, wie er sich zu dieser brutalen Rassentrennung stellt, so antwortet er lächelnd und von sich selbst und der Macht seiner hellen Hautfarbe überzeugt: Nun ja: diese Inder und Nigger — „sie sehen zwar aus wie Menschen, was aber nicht heißt, daß man sie wie Menschen behandeln muß.“ Vielleicht würde ein Weißer in Belgisch-Kongo, in Französisch-Afrika oder in den portugiesischen Kolonien, wo die Rassenschranke aufgehoben ist, diese Antwort nicht geben. Ja, er würde sogar voller Stolz darauf hinweisen, daß hier Schwarz und Weiß zusammen Fußball spielen, Schwarz und Weiß gemeinsam auf der Schulbank sitzen und Schwarz und Weiß das gleiche Stimmrecht haben. Nun, das stimmt. Und derartige Versuche, das Trennende zu überwinden, können nur gerühmt werden. Aber all diese kleinen Freiheiten unterscheiden sich kaum von denen, die ein Sklave im alten Rom oder irgendein Mensch in einem Polizeistaat genießt. Er bleibt immer der Beobachtete, der Kontrollierte, der Ausgebeutete, er bleibt immer der Kettenhund, dem man ein paar Kunststückchen beigebracht hat und den man lobt, weil er brav Pfötchen gibt und der Diener seines Herrn ist.

Alexander Campbell muß immer und immer wieder beobachten, daß der Neger in Afrika nicht Mensch, sondern Material ist. Ein Material, das man haßt, das einem gleichgültig ist oder das man vielleicht sogar liebt — „liebt“, wie man ein formschönes, praktisches Gerät liebt. Aber was dann, wenn dieses Material, dieser dienende Roboter zum Leben erwacht? Was dann, wenn dieser Roboter sich selbständig macht? Auch diese Frage hat der weiße Mann in Afrika in den letzten Jahren überlegt. Seine Antwort ist allerdings kaum glaublich, obwohl es längst nicht mehr die Antwort Einzelner ist, sondern die von großen Gruppen. Das jüngste Rezept, wie man das Problem des rebellischen Roboters lösen könnte, heißt: wir nehmen uns statt des schwarzen Materials weißes; wir nehmen uns deutsche Ostflüchtlinge, wir nehmen uns anspruchslose Italiener, und vielleicht — vielleicht nehmen wir uns nach dem nächsten Krieg Russen.

All diese Fakten beweisen stets das gleiche: die meisten Weißen Afrikas brauchen den Farbigen als Mittel ihrer Selbstbestätigung. Er ist ihr Schatten, ohne den sie nicht existent wären. Und das ist ihre große Angst. Alle politischen, wirtschaftlichen und sozialen Erwägungen sind in diesem Erdteil anscheinend nur von dem einem Gedanken bestimmt: wie erhalten wir Weißen unser Ich. Seltsamere unbehaute und wirklichkeitsfremde Menschen als diese europäischen Afrikaner gibt es wohl nicht auf der Welt. Das eigenartige,

tragische an dieser polaren Spannung zwischen Schwarz und Weiß ist aber nun, daß auch der Neger ein Unbehauster genannt werden muß. Denn was besitzt er heute noch? Seine Familie, sein Stamm hat sich aufgelöst; die einen arbeiten auf Farmen, die anderen in den Minen, jeder dort, wo er am meisten Geld zu verdienen hofft. Seinen Glauben hat man ihm genommen und dafür eine ihm fremde Religion aufgedrängt. Sein Land hat man ihm geraubt oder mit Glasperlen, Kattunfetzen oder verrosteten Weckern abgekauft. Hie und da hat man ihn mit Wissen vollgepumpt, hat aus einem Steinzeitmenschen einen Aufseher von Atommeilern machen wollen. Und was ist das Ergebnis von all dem, fragt Alexander Campbell? Der Neger Afrikas wird sich mehr und mehr fremd, und das einzige, was er begreift, ist, daß der weiße Mann kein Gott ist, daß er ein Mensch ist wie er selbst. Wenn ich aber ein Mensch bin, so fragt Campbell für einen Neger, den Sohn eines Häuptlings, warum darf ich dann wohl in die Küche des weißen Mannes, nicht aber in sein Wohnzimmer?

Es soll jedoch nicht der Eindruck entstehen, als hätte Alexander Campbell, der seit 1937 als Chefkorrespondent der Times Afrika bereist, nur über grausame Geschehnisse geschrieben. Der Autor besitzt viel zu viel Humor und viel zu viel Ironie, als daß man nicht immer wieder über sein Buch, das Kurt Heinrich Hansen werkgetreu ins Deutsche übertragen hat, schmunzeln könnte. Außerdem weiß er das Erregende und Schöne der afrikanischen Landschaft mit denselben knappen Sätzen zu skizzieren, wie es — wenn auch bildhafter — Ernest Hemingway getan hat. Aber seine Stärke liegt doch zweifellos in seiner Porträtkunst. Und das ist nicht verwunderlich. Denn nichts ist ihm wichtiger, nichts darf ihm wichtiger sein als der Mensch.

Helmut M. Braem

Vom Ernstnehmen der Welt

Es stimmt gar nicht, daß uns die Welt gleichgültig geworden ist. Gewiß, sie ist nicht mehr so überschaubar, geschweige denn durchschaubarer, als es noch vor einem Jahrhundert der Fall war. Infolgedessen wenden sich die Menschen Teilbereichen der Welt zu. Hier kennen sie sich aus. Diese nehmen sie todernt. Dabei kommen andere zu kurz, stehen nur am Rande, aber aus dem Blickfeld verschwinden sie nicht, weil sie ja mit dem Ganzen zusammenhängen. — Theodor Haecker hatte ohne Zweifel eine tiefe Einsicht in die Problematik des modernen Menschen; bei ähnlichen Überlegungen stellte er ernstlich die Frage, ob wir Modernen nicht ein Organ verkümmern ließen, eine Art „*Umkreisester*“, den der mittelalterliche Mensch noch gehabt habe. Wir seien in jeder Beziehung enger geworden. Wie dem auch sei, heute dürfen wir einige Bücher anzeigen, die teils in die Weite der Welt gehen, teils Teilgebieten zugewandt sind. Immer aber

wird deutlich, daß vor dem Ganzen keine Absperrung vorliegt.

„*Aus der Welt der Heiligen*“ berichtet Ida Friederike Görres, (Frankfurt/M., Verlag Josef Knecht. 454 S. DM 15,80). Die Wiedergabe eines alten Holzschnittes über das Weltbild des großen Nikolaus Cusanus, auf dem Kopf und Hand eines Pilgers die Erdhülle durchstoßen, um den Raum des Unendlichen zu erreichen, ist richtungweisend für das ganze Werk. Zwar lebt der Heilige im Licht der anderen Wirklichkeit, aber er weiß auch um die Welt und lebt auch in und mit ihr. Die Gedankenweite, die es der Verfasserin ermöglicht, viele Phänomene der Heiligen, des Heiligen und der es deutenden oder sichtbar machenden Erscheinungen, sind für uns Moderne sehr wertvoll, weil sie uns letztlich das Geheimnis des Herrn Christus auf unserer Erde erschließen helfen.

Hierbei stoßen wir auch auf die gesellschaftliche Wirklichkeit der Kirche, die eine sichtbare Seite hat. Aus dem

theologischen Vermächtnis Dietrich Bonhoeffers liegt eine Arbeit vor: *Sanc-torum Communio*, ((eine dogmatische Untersuchung zur Soziologie der Kirche. München 1954, Christian Kaiser-Verlag. 220 S. Kart. DM 8,50). Es geht hier um die empirische und die wesentliche Struktur der Kirche, ihre Erfassung in einem Begriff und um die Erschließung der Tatsache, daß die „Kirche für die Welt“ ist. Eine schöne und offene Arbeit des jungen Bonhoeffer, der selbst zum Bekenner dieser Kirche wurde.

In seiner „Geschichte der Päpste“ hat Franz Xaver Seppelt (München, Kösel-Verlag. 1. Band: Von den Anfängen bis zum Ausgang des sechsten Jahrhunderts, 250 S. Preis DM 25,—. Zweiter Band: Von Gregor dem Großen bis zur Mitte des elften Jahrhunderts, 456 S. DM 31,—) mit souveräner Kenntnis der Quellen bester Vertrautheit mit der Materie und unbestechlicher Wahrheitsliebe die ersten zehneinhalb Jahrhunderte der Kirche dargestellt. Im ganzen Werk, besonders bei den Auseinandersetzungen mit dem römischen Adel gelingt es dem Verfasser, in knapper, schöner Sprache das Ringen der Kirche um ihre Gestalt und ihre Wirksamkeit in der Welt zu entfalten. Deutlich wird, daß Kirchenführung und Kirchenvolk oftmals in bestem Einvernehmen vorgehen. Aber die gläubige Gemeinschaft weiß in schwierigen Lagen nicht selten um den „rechten Weg“ und müht sich um ihr mitentscheidendes Wort.

Wie sehr die Menschen selbst als Glieder dieser Kirche um die eigene personale Gestaltwerdung zu ringen haben, welche Hindernisse und Hilfen sich ihnen stellen, weist Gilbert Cresborn in seinem Buche „Wie verlorene Hunde“ (Heidelberg, Drei-Brücken-Verlag. 302 S. DM 9,80) auf. Hier geht es um die verlassene, die streunende Jugend, die Besserungsanstalten, die Menschen, die sie leiten und die Richter, die Urteile fällen und Schicksale bestimmen. Ein offenes — aber auch hoffnungsreiches Buch.

Auch das Werk von Werner Bulst, „Das Grabtuch von Turin“ (Forschungsberichte und Untersuchungen (Frankfurt/Main, Verlag Josef Knecht. 142 S. 36 Bildtafeln, DM 12,80) ist ein Beweis dafür, daß die Welt und Teilstücke ihrer reichen Tafel ernst genommen werden. Welche Forschungen, Untersuchungen, welch eifriges Bemühen sind schon um dieses Leinentuch von Turin angestellt worden! Der Verfasser breitet das alles

vor dem Leser aus — und erleichtert ein persönliches Urteil durch das umfassende Material.

In der Welt geht es nicht um eine absolute Sesshaftmachung der Menschen. Die gibt es hier nicht. „Bleibende Stätte“ ist uns nicht gegeben, aber eine zukünftige verheißen. Daher spielt die Frage des Eigentums beim Ernstnehmen der Welt eine nicht unbedeutende Rolle. Gottfried v. Locher hat in einer Arbeit die Stellung der evangelischen Theologie zum Eigentum erarbeitet, wofür wir ihm gerade jetzt sehr dankbar sind, weil Eigentum und Miteigentum wieder im Mittelpunkt entscheidender Diskussion stehen: „Der Eigentumsbegriff als Problem evangelischer Theologie“ (Zürich, Zwingli-Verlag. 170 S. DM 10,—). Wir bedauern allerdings, daß manche Zwischenbemerkungen, so z. B. über die Stellung des Eigentums in der Katholischen Soziallehre, offenbaren, daß der Verfasser, trotz allen Bemühens, noch nicht vollends in diese Gedankenwelt vorge-drungen ist. Die Arbeit aber wird das gemeinsame Bemühen gewiß fördern.

Hejo Schmitt

Widerstand

Walter Hammer hat uns wiederum ein Buch beschert, das wesentlich zur Klarstellung des deutschen Widerstandes beiträgt, der verbreiteter war, als man gemeinhin annimmt. In seinem Buche „Hobes Haus in Henkers Hand“ (Frankfurt/Main 1955, Europäische Verlagsanstalt. 204 S. DM 14,80) gibt er eine wohl nahezu erschöpfende Übersicht über die Schicksale deutscher Parlamentarier aus dem letzten deutschen Reichstag und den verschiedenen Landtagen. Der Untertitel gibt den Tenor an, unter dem diese erschütternden Schicksale zu betrachten sind: Rückschau auf die Hölzerzeit, auf Leidensweg und Opfergang deutscher Parlamentarier. Die Bilanz sei vorweggenommen: In die Fremde wurden getrieben 113, als Emigranten expatriert 53, verhaftet wurden von der Gestapo 403, davon bei der „Gewitteraktion“ 76; in meist jahrelange KZ-Haft gerieten 311, in Zuchthäuser und Gefängnisse 58, ums Leben gekommen sind 186, davon wurden hingerichtet 45, in Verbindung mit dem 20. Juli 1944 11; in Konzentrationslagern starben 83.

Wenn jemand, so ist Walter Hammer berufen, vom deutschen Widerstand zu reden und zu schreiben, denn er selber

hat am eigenen Leibe das Schicksal der Emigration, der Haft, Folter und der Verurteilung zu langjährigem Zuchthaus im Dritten Reich durchgemacht. In alphabetisch-lexikalischer Form sind die einzelnen Parlamentarier mit knappen aber voll inhaltlich zutreffenden Beiträgen aufgeführt. 134 Bilder sind beige-fügt, in denen die menschlichen und unersetzlichen Verluste uns bildhaft nahegebracht werden, welche die deutschen Freiheitskämpfer erlitten haben. Angefügt sind letzte Briefe, Kundgebungen von Toten und Überlebenden, das „Mordregister“ und eine Statistik der Schreckensherrschaft. Trotz angespanntester Arbeit bei leidender Gesundheit durch zehn Jahre konnte Hammer natürlich eine vollständige Übersicht nicht erreichen. Aber es ist ein Anfang, dessen Bedeutung weit absteht von anderen aus nicht immer berufenen Händen gelieferten Beiträgen zum Widerstand. Von einem hohen Ethos getragen hat Hammer hier Denkmäler für die Kameraden im Widerstand aufgerichtet. Er hat allen Anspruch auf unseren aufrichtigen und lebhaften Dank. Nur eine Anmerkung sei erlaubt: es fehlt ein Abschnitt über Wilhelm Keil, und die Erwähnung des Grafen Helldorf könnten wir entbehren. Wir wissen zu genau, das Helldorf und seine Schwester einen schmutzigen Handel getrieben haben, um gegen wesentliche Geldbeträge deutschen Juden die Emigration zu ermöglichen. Daran ändert nichts, daß Helldorf in den letzten Jahren des 1000-jährigen Reiches Fühlung mit Widerstandskreisen hatte. Da Hammer auch die Schicksale von Nicht-Parlamentariern behandelt, bedarf das Buch einer Erweiterung in künftigen Auflagen.

Ein weiteres Buch über den deutschen Widerstand ist die Schrift *„Bewährung im Widerstand“* (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 122 S. DM 3,20). In diesem Buche hat *Wilhelm Wolfgang Schütz* Reden und Kundgebungen zusammengestellt mit einer Einführung und einem Schlußwort „Zehn Jahre deutsche Teilung — der Weg in die Zukunft“. 11 Professoren sind mit Reden und Veröffentlichungen aufgeführt, die sich mit dem Sinn und dem Recht des Widerstandes befassen. Als Adressat dieses Buches ist wohl in erster Linie die deutsche Jugend gedacht, bei der man neuerdings ein echtes Interesse spüren kann nach Erkenntnis des Sinnes, vor

allem der Motive, der Träger des 20. Juli. Daß von dort aus die Fäden zum Aufstand des 17. Juni 1953 sich spin-
nen, erscheint uns als eine Selbstverständlichkeit.

R. P.

Lyrische Beiträge 1955

Es scheint, daß die allzu rasch erhobenen und häufig wiederholten Klagen, lyrische Dichtung finde keine Leser, nicht ganz zu Recht besteht. Gewiß, lyrische Publikationen erfreuen sich nicht gerade der Anteilnahme des breiten Publikums, auch nicht immer der Sorgfalt der Sortimenten. Aber es zeigt sich doch; und das soll gerechterweise bekannt werden; daß immer wieder lyrische Sammlungen einzelner Autoren erscheinen und immer wieder treten auch Verlage mit Anthologien und Sammelbänden hervor, die, wie es scheint, nicht völlig ohne Widerhall bleiben. Das nun im zweiten Jahrgang erscheinende „Jahrbuch zeitgenössischer Lyrik 1955/56“ *„Das Gedicht“* (Hamburg, Christian Wegner Verlag. 170 S. DM 5,50), das *Rudolf Ibel* mit großem Verständnis und ernstem Verantwortungsgefühl herausgibt, stellt sich die besonders erfreuliche Aufgabe, die Freunde der Lyrik mit der Produktion der Gegenwart vertraut zu machen und zwar dergestalt, daß sowohl die Dichter zu Wort kommen, die die Überlieferung abendländischer Lyrik fortsetzen und erweitern wie die, die nach neuen Formen der Aussage suchen. Das ist ein löbliches Unternehmen und man muß bekennen, daß es auf eine noble Weise gelöst ist. Das Buch sollte in viele Hände kommen und viele Leser finden. Es fällt schwer, aus der Fülle des hier Dargebotenen einzelnes herauszustellen, ja der Rezensent läuft leicht Gefahr ungerecht zu werden, wenn er einzelne Namen besonders hervorhebt. Indessen sind mir die Gedichte Fritz Usingers, Walter Schmieles, Gerhard Neumanns, Wilhelm Lehmanns, Karl Krolows, Karl Schwedhelms und Paul Celans aufgefallen. Ich bin mir wohl bewußt, daß noch andere Namen genannt werden könnten, die hier Dichtungen von Rang beigesteuert haben. Aber die Sammlung, das möchte ich betonen, will als ein Ganzes genommen werden, sie will als Ganzes der deutschen Lyrik der Gegenwart dienen. Sie dient damit aber auch jedem einzelnen Lyriker. Der Herausgeber verdient dafür Dank und Förderung, all derer, die wissen, daß das Gedicht un-

ersetzlich ist im Schrifttum einer Epoche. Wie wir in Rudolf Jbel seit langem einen leidenschaftlichen und treuen Freund und Förderer der Lyrik kennen, so auch in *Johannes Pfeiffer*. „Anfechtung und Trost im deutschen Gedicht“ hieß eine Sammlung, die im Jahre 1937 erstmals erschien und damals sogleich als ein Dokument geistigen Widerstandes empfunden wurde. „*Requiem, Totenklage und Totengedächtnis im deutschen Gedicht*“ (Hamburg, Marion von Schröder Verlag. 124 S. DM 5,80) heißt eine neue von Johannes Pfeiffer sehr sorgfältig gestaltete Auswahl deutscher Lyrik, deren Anliegen es ist, Totenklage und Totengedächtnis zu vermitteln. Neben sehr bekannten Dichtungen, denen man in ähnlichen Sammlungen immer wieder begegnet, findet man weniger bekannte oder auch ganz unbekannte, die Pfeiffers sicherer Spürsinn an den Tag gehoben hat. Neben den Versen der Klassiker stehen die Verse der Zeitgenossen, von denen der Herausgeber mit Recht glaubt, sie werden neben den schon durch die Jahrzehnte bewährten Gebilden standhalten können. In einem schönen Nachwort rechtfertigt Johannes Pfeiffer seine Auswahl und deutet die Stellung der Totenklage im menschlichen Dasein. Wir als Leser aber werden durch seine Deutung in jene Bezirke geführt, in denen wir selbst vor den letzten Forderungen zu bestehen haben.

„*Die weiße Flamme des Kirschbaums*“ (Kaiserslautern, Heinz Rohr Verlag. 43 S.) nennt *Wolfgang Geyse* eine Sammlung seiner Gedichte, die nicht immer halten was der schöne Titel verheißt. Vielen Gedichten fehlt das was ein Sprachgebilde zu einem Gedicht macht: der eigentümliche dichterische Atem, die rhythmische Bewegtheit, das Bild. Gerade die Bilder sind häufig erdacht und nicht gewachsen. Statt rhythmisch bewegter Verse haben wir nicht selten einfache Prosa vor uns.

Zwei junge Dichter legen die ersten Proben ihres Schaffens vor. *Carl Guesmer* nennt sein Bändchen „*Ereignis und Einsamkeit*“ (Stierstadt/Ts, Eremiten Presse. 49 S. DM 3,60). In ihm finden sich eine Reihe Gedichte, die sich einprägen. Ohne die Sprache zu atomisieren ist es Guesmer gelungen typische Erlebnisse dieser Epoche im gestalteten Wort, vor allem in kühn gefügten Bildern darzustellen. Wie weit die eigene dichterische Kraft, wie weit verehrte

Vorbilder am Zustandekommen der Verse beteiligt waren, wage ich nicht zu entscheiden, doch scheint mir ein Talent sich mit diesen Versen anzukündigen. Noch ganz im Bereiche des lyrischen Experiments aber bewegt sich *Peter Härtling* in den Versen seines schmalen Bandes „*Yamins Stationen*“ (Eßlingen/N, Bechtle-Verlag. 72 S. DM 4,20). Die Sprache ist in diesen Gedichten aufgelöst, ohne deshalb atomisiert zu sein. Dem Dichter dienen die Worte dazu, neue Verbindungen, Töne, Rhythmen, Bilder zu schaffen, die ein sehr eigentümliches Weiterleben darzustellen suchen. Wohin Härtlings Weg führen wird, ist schwer zu sagen. Was er vorlegt sind Versuche, Experimente, die ihr Recht haben, aber Dichtung ist mehr als nur Experiment, ebenso wie das Leben mehr ist als ein Experiment. Wir sollten das jetzt bei aller Aufgeschlossenheit für die Erweiterung unseres sprachlichen Ausdrucksvermögens nicht vergessen.

Versuche junger Menschen sind es auch, die in der Reihe: „*Die Überflüssigen Hefte*“ (Herausgegeben von *Wilhelm Unverhau*, München 27, Osserstraße 28) vorgelegt werden. Bisher sind vier Hefte dieser Reihe ausgegeben worden, von denen das letzte Gedichte von *Monika George*, *Christoph Meckel*, *Johannes Schwermer*, und *Rudolf Heinrich Becker* darbietet. Zwischen manierten und anempfundenen Tönen klingen eigene auf, zwischen abgebrauchten Bildern erscheinen echte und überzeugende, aber man sollte trotz dieser uneinheitlichen Erscheinungen diesen Versuchen junger Talente, sich Beachtung zu verschaffen, die Achtung nicht versagen, die sie verdienen. Dies umso mehr als der Herausgeber ehrlich genug ist zu bekennen, daß es sich hier um Arbeiten handelt, die im Vorfeld der Literatur entstanden sind. Den Gedichten sind überdies Versuche moderner Graphik beigegeben.

Otto Heuschele

Dämon Geld

Antionetta Francesca Maria Destefano ist in jungen Jahren mit ihrem Manne aus der italienischen Heimat nach Amerika ausgewandert. Der Mann ist drüben gestorben. Allein mag sie in der Fremde nicht leben. Sie kehrt zurück und landet eines Tages mit dem alten Holzkoffer wieder auf der abseits liegenden Insel, von der sie ausgezogen war. Dort will

sie den Rest ihres Lebens verbringen, dorthin möchte sie auch die Leiche des verstorbenen Ehegatten bringen lassen. Mit ihm möchte sie in der heimatlichen Erde Italiens ruhen. Aber beinahe erstickt sie vor Schreck, als sie hört, was ein solcher Transport kostet. Ein wendiger Bürgermeister gibt ihr einen Rat und weiß auch alle weitere der Alten gewährte Hilfe mit einem Vorteil in die eigene Tasche zu verbinden. Antionetta eröffnet einen Laden, sie handelt, verkauft, sie wuchert; und als die bis dahin völlig Ahnungslose allmählich merkt, was es bedeutet, aus der Not der Anderen seinen Profit ziehen, was es heißt, Geld und Vermögen zu sammeln, verfällt sie diesem Dämon unter Verzicht auf alle anderen Lebenswerte und jeden Daseinssinn völlig. Sie verdient nicht nur durch Warenumsatz, sie leiht Geld auf Zins aus, sie erwirbt Grundbesitz, sammelt eine ganze Kiste voll Schuldscheine und gönnt sich keine Stunde Ruhe, bis der Zinksarg mit den Überresten des Toten in einem prunkvollen Erbbegräbnis auf dem Inselfriedhof seinen Platz findet. *Heinz von Cramer* erzählt diese seltsame Verirrung und Besessenheit einer

alten einsamen Frau in seinem bemerkenswerten Romanerstling „*San Silverio*“ (Köln, Kiepenheuer und Witsch. 348 S. DM 14,80); es schaudert uns überm Lesen an vielen Stellen vor der harten Energie, vor der Lebensenge dieser Frau, die eine einmal gefaßte Idee realisiert und dafür die Feindschaft aller Mitmenschen und die Spukvision der Toten eintauscht. Das Bedrückende und häufig Quälende, das Makabre dieses Schicksals mischt sich mit der bunten Bewegtheit, der pittoresken Schönheit der kleinen Insel im Mittelmeer. Der Starrheit jener alten Frau steht das Quirlende der Vielfalt des Lebens einer Welt im Kleinen der schmalen und ärmlichen Insel-erde gegenüber: in der Profilierung der Charaktere wird Balzacs Geist erkennbar. Heinz von Cramers Namen wird man sich merken dürfen. Er besitzt eine starke Kenntnis des Menschlichen, eine Vertrautheit mit den Nöten und Schwächen des kleinen Volkes — und er kann erzählen. *Karl Rauch*

Italienische Erzähler

Ein bisher unbekannter Italiener, der Sarde *Paride Rombi*, wird uns mit dem Roman „*Der Knabe und die Furien*“ vorgestellt (deutsch von Charlotte Birnbaum. Hamburg, Claassen. 204 S. DM 8,50). Es ist das erste Werk des jungen Verfassers und wurde mit dem Preise gekrönt, der den Namen der großen italienischen Erzählerin Grazia Deledda, einst Autorin der Deutschen Rundschau, trägt. Rombi, zurzeit Untersuchungsrichter in seiner Heimat, kennt seine Landsleute genau, die ihre Leidenschaften noch nicht unter die Gesetze der Zivilisation gebeugt haben, und in seiner Geschichte geht es wild zu. Ein Junge, dessen Mutter von ihrem eifersüchtigen Manne ermordet wird, sucht seinen Vater und findet ihn endlich in dem Manne, der bisher für seinen Großvater gegolten hat. Der Verdacht der Blutschande des Alten mit seiner Tochter bestätigt sich nicht, denn er beteuert, daß des Enkels Mutter nicht seine Tochter gewesen sei. Aber die Verwirrung, in die der arme Junge gestürzt wird, ist so schwer, daß er zum Brandstifter wird, der sich und die Welt vernichten möchte. Wider Willen von einem frommen Mädchen gerettet, rennt der Knabe, von Furien gehetzt, in die Fremde, in den Tod. Man liest das Buch, das eine merkwürdige Welt erschließt, mit unermüdeter Spannung und erfährt,

Argentinisches Tageblatt

25 de Mayo 626, Buenos Aires
mit seinen Wochenausgaben

Argentinisches Wochenblatt

1. Für Lateinamerika
2. Für Brasilien

*seit 1878 bewährte Mittler
zwischen zwei Kontinenten*

Vertretung für DEUTSCHLAND:

GOTTHARD HERZIG

Regensburg/Bayern Dalbergstr. 2

daß auch von einer realistischen Dichtung heute noch starke Wirkung auszugehen vermag.

Ein Heimkehrerroman ist des früh verstorbenen *Cesare Pavese* „*Junger Mond*“ (deutsch von Charlotte Birnbaum. Hamburg, Claassen. 215 S. DM 10,80). Ein junger Bursch, der im Piemont als Findelkind aufgewachsen ist, hat sein Glück in Amerika gemacht und kommt nach zwanzig Jahren in die alte Heimat zurück. Sie ist arm und hat ihm nicht viel zu geben vermocht. Aber in der Fremde hat er sich nach ihr gesehnt. Es gibt doch nichts Schöneres als einen gut-bearbeiteten Weinberg und einen Duft darüber, wie die Erde riecht, wenn die Augustsonne brennt. Er findet nicht nur die Landschaft seiner Jugend wieder, sondern auch einen Gefährten, und indem er neu erlebt und schildert, was der Inhalt seiner frühen Jahre war, tauchen aus eigener Erinnerung und aus dem ergänzenden Bericht des land- und seelenkundigen Nuto all die Menschen auf, die wie er im Elend hausten, aber auch die Vornehmen und Reichen, die es, wie sich herausstellt, auch schwer hatten und ihr Geschick auf unbarmherzige Weise erfüllen mußten, denn Krieg und Bürgerkrieg spielen ihnen grausam mit. Der Autor, wie sein Held zu ruhiger Betrachtung gereift, spürt selbst in erschütternden Ereignissen den Atem der Natur, die im Licht des jungen Mondes kräftiger zu atmen und zu wirken scheint.

Drei echte Novellen *Mario Soldatis* macht eine vorzügliche Übersetzung Fritz Jaffes zugänglich: „*Die geheimen Gründe*“ (München, Piper. 275 S. DM 12,80). Es sind drei Schicksale, die ein in Europa und Amerika erfolgreicher Musikimpresario als teilnehmender Beobachter erlebt hat. In der ersten erfährt ein berühmter Kapellmeister in den Wirren des Krieges an der Begegnung mit einem Pauker, dessen bescheidenen Begleiter er eine Weile zu spielen genötigt ist, die Zweideutigkeit menschlicher Existenz. Die zweite enthüllt ihm durch die Bekehrung eines Lebemanns zum Vater der Waisen die seltsam unsichere Grenze zwischen Lüge und Wahrheit. Das dritte Schicksal ist das einer Frau, die sich an einen nichtsnutzigen italienischen Maler verliert und die dem Erzähler zu gewinnen versagt bleibt. Allen drei Geschichten ist gemeinsam die straffe Eleganz des Vortrags und eine vornehme Zurückhaltung, die es dem Leser überläßt, die wohlvor-

bereitete und nicht zu verfehlende Pointe selber zu finden.

Zwischen den Gattungen der Novelle und des Feuilletons bewegen sich die Skizzen, in denen *Giuseppe Marotta* „*Das Gold von Neapel*“ zum Schimmern und Leuchten bringt (deutsch von Hellmut Ludwig. Düsseldorf, Karl Rauch. 260 S. DM 9,80). Der Verfasser, der seine Heimat zärtlich liebt, erfüllt die Aufgabe seines Berufs, mit Witz zu schreiben. Die Stadt am Vesuv wird mit den Winkeln und Gäßchen lebendig, die dem Fremden unansehnlich und verdächtig erscheinen, und mit ihnen die vielen Originale, die hier hausen und sich unter des nachsichtigen Herrgotts Obhut ehrlich und oft auch unehrlich ernähren. Der Künstler Marotta erkennt, daß das Märchen auch in den Elendsgassen der großen Stadt selbst unter Totschlägern und Dirnen viel wichtiger, weil ursprünglicher als die Wirklichkeit ist. Seine Menschen mit ihren Schicksalen, drolligen, traurigen, auch grausigen, sind fähig, nach jedem Sturz wieder aufzustehen, nicht weil sie Helden wären, sondern weil sie eine oft mißachtete Tugend üben: Geduld.

Paul Weiglin

Skandinavisches

Im Jahr 1955 ist noch eine ganze Reihe — abgesehen von den bereits in der Deutschen Rundschau angezeigten — skandinavischer Romane auf dem deutschen Büchermarkt erschienen, von denen hier einige besprochen werden sollen.

Aus Schweden liegen zwei neue Werke der beiden Autoren *Vilhelm Moberg* und *Sven Stolpe* vor, die bei uns keine Unbekannten mehr sind. Der Propyläen-Verlag hat dem im letzten Maiheft der Deutschen Rundschau (Nr. 5, 1955) besprochenen ersten Teil der Trilogie von Moberg, „*Bauern ziehen übers Meer*“, bereits den zweiten Band folgen lassen, dessen schwedischer Titel als Fortsetzung des Bandes „*Utvandrarna*“ nun „*Invandrarna*“ lautet, im Deutschen jedoch, wo man mehr gefühlsbetonte Titel liebt, „*Neue Heimat in fernem Land*“ heißt (460 S. DM 12,80).

Der Band schildert das Schicksal der 70 schwedischen Bauern, die im April des Jahres 1850 mit der Brigg „*Charlotta*“ aus Karlshamn die große Reise ins Land der Verheißung Amerika angetreten hatten, von ihrer Landung in

New York an bis zu den Tagen, da sie in der neuen Heimat erste Wurzeln schlagen. In drei großen Abschnitten wird dieses Epos der Landnahme und Heimatfindung erzählt: „Auf der Suche nach neuen Wohnstätten“ — „Die Niederlassung“ — „Wie über den Winter kommen?“. Es ist ein vielschichtiger, gewaltiger Stoff, es ist eine Fülle von Begebenheiten und Ereignissen, was dem Leser unter diesen so sachlich klingenden Überschriften geboten wird: die Hilflosigkeit der einfachen Menschen all dem Neuen und Fremden gegenüber, die Unermesslichkeit des weiten Raumes, dem sie nur mit der Kraft ihres unerschütterlichen Hoffens und Glaubens, der Zähigkeit ihres Willens und dem letzten aus Angst und Verzweiflung geborenen Trotz begegnen können, die Nöte und Rückschläge, die ihnen Gauner und Bösewichte zufügen, die fürchterliche Gefahr der Pest und schließlich der bittere Hunger des grausamen Winters neben der fast über die Kräfte eines Menschen gehenden Größe der Aufgaben, die ihrer warten.

Viel Episodisches aus den Einzelschicksalen der bunten Einwandererschlar, viel rührend und ergreifend Menschliches ist in dieses Buch hineinverwoben, so daß die einzelnen Gestalten dem Leser vertraut werden und nahekomen, auch wenn er den ersten Band nicht gelesen hat. Dabei ist das Geranke dieses Episodischen nicht mehr so wild wuchernd wie im vorausgegangenen Band, und auch der Stil ist vielleicht noch sachlicher und ruhiger geworden und ist damit dem Stoff gemäß, dessen historische Voraussetzungen dem Verfasser bis in die letzten Einzelheiten hinein vertraut sind. Ein Bild der „Neuen Welt“ des 19. Jahrhunderts, wie sie war und wie sie sich in den Augen und Seelen einfacher europäischer Bauern spiegelt, das ist es, was in diesem Buch in ruhig schöner epischer Breite mit einem erstaunlichen Einfühlungsvermögen vor dem Leser farbig und lebendig entfaltet wird.

Von dem schwedischen Dichter Sven Stolpe, von dem bereits die beiden Romane „Spiel in den Kulissen“ und „Leicht, schnell und zart . . .“ und ein Buch über Jeanne d'Arc, Das Mädchen von Orléans, in deutscher Sprache vorliegen, brachte sein Verleger Josef Knecht, Frankfurt a. M. — gleichzeitig mit dem Erscheinen der schwedischen Originalausgabe — die deutsche Übersetzung

des Romanes „*Frau Brigitta lächelt*“ (352 S. DM 11,80) heraus.

Sven Stolpe ist ein katholischer Dichter, der über die Oxford-Bewegung zum Katholizismus kam. Er ist Katholik und Dichter, der seine dichterische Kraft in den Dienst seiner religiösen Überzeugung und seiner Kirche stellt. Das wird in jedem seiner Bücher deutlich; aber vielleicht spricht in seinem Werk „Das Mädchen von Orléans“ vornehmlich und am eindeutigsten der Katholik Stolpe, in dem Werk, mit dem er den auf Grund neuester Forschungen gewonnenen, wesentlich von dem bisherigen abweichenden Bild der 1920 Heiliggesprochenen auch für den modernen Gläubigen seine überzeugende Strahlkraft einer wahrhaft Heiligen bewahren oder aufs neue geben will. Und in seinem Gegenwartsroman Spiel in den Kulissen, mit dem er sich an die Demaskierung des großen politischen Spiels unserer Tage wagt, spricht vielleicht am stärksten der Dichter Stolpe.

„*Frau Brigitta lächelt*“ aber ist ein historischer Roman aus den Tagen der Reformation in Schweden. Frau Brigitta ist die schwedische Mystikerin — und damit klingt das Thema der Heiligen wieder an — die das Brigitta-Kloster zu Vadstena am Wettersee gründete. In den harten und brutalen Auseinandersetzungen jener Tage geht es um die Existenz des Klosters, und das Buch schildert dramatisch und farbig die Not, den Kampfesmut und das gläubige Ausharren des zusammengeschmolzenen Häufleins der Klosterinsassen und seiner Freunde. Der Dichter versucht kühn das Leben in seiner ganzen Weite und Fülle zu fassen; eine große Zahl von Personen bezieht er in die vielverzweigte Handlung ein, Leidenschaften lodern auf, eine reiche Skala von Stimmungen wird abgewandelt, fast verwegen sind manchmal die Verstrickungen und auch ihre Lösungen. Aber die ganze Problematik des historischen Romanes an sich bleibt einem auch bei der Lektüre dieses in seiner Menschenzeichnung höchst realistischen Buches die ganze Zeit gegenwärtig, und diese Problematik wird dadurch nicht kleiner, daß es sich dabei um einen konfessionellen historischen Roman handelt, d. h. um ein Werk, bei dem die Ausgangsstellung und die Zielrichtung katholisch fixiert sind.

In seinem modernen Roman gelingt es Sven Stolpe zweifellos, das Handeln seiner Menschen überzeugend vom Psy-

chologischen, vom Atmosphärischen, das will sagen von einer Ganzheit des Lebens her, zu gestalten und begreiflich zu machen, so daß diese Menschen bis in ihr nebensächliches Tun und ihren letzten Gedanken hinein von ihrem individuellen und einmaligen Schicksal glaubhaft künden; in diesem historischen Roman sind diese Schicksale vielfach nicht mehr zwingend, da gibt es Sprünge und Brüche, Vereinfachungen und Verkürzungen und Konstruktionen im Zusammenspiel von Innen und Außen, so daß die handelnden Personen mitunter, trotz ihrer prall gezeichneten Vitalität, eher Figuren in einem ausgeklügelten Spiel als von einem schicksalhaften Sosein zwingend geführte Menschen sind.

Daß die Farbgebung bei den einzelnen Charakteren, und sei es auch nur manchmal in zarten Nuancen, von der konfessionellen Sympathie des Autors her beeinflusst und bestimmt ist, mag den feinfühligsten nichtkatholischen Leser manchmal etwas unangenehm berühren.

Der Biedersteinverlag, München, wartet mit einer neuen, von Josef Hegenbarth illustrierten Ausgabe des norwegischen Buches „Der Trollelch“ von Mikkel Fönhus auf (218 S., 16 Abb. DM 10,80). J. Sandmeier und S. Angermann haben es vortrefflich ins Deutsche übersetzt. Die Tiergeschichten von Mikkel Fönhus stehen beim deutschen Leser längst schon — nicht weniger als die von Hermann Löns, Svend Fleuron, Thompson und Bengt Berg — in hoher Gunst. Die Tatsache, daß die hier angezeigte Neuauflage des Buches „Der Trollelch“ bereits das 433. deutsche Tausend darstellt, beweist, wie groß bei uns die Lesergemeinde dieses norwegischen Erzählers ist, und sie wird mit dieser Ausgabe noch rasch wachsen. Denn dieses Nebeneinander und Ineinander von liebevoller Naturschilderung von erregender Nachzeichnung des Jägerlebens eines Sonderlings in der Einsamkeit der nordischen Wälder, wie sie uns von Hamsum her so vertraut ist, von Schauern, die durch alte Sagen geistern, und von der dichterisch dramatischen Ausdeutung des Tierlebens wird stets Freunde und Liebhaber finden.

Der Erstlingsroman des Dänen Erik Rostböll „Und der Hahn krächte zum andern Mal“ ist gleichzeitig in vier Ländern und Sprachen erschienen; die deutsche Ausgabe (314 S. DM 12,80)

brachte Hans Dulk in Hamburg heraus. Der Autor will mit seinem Roman — das als Titel gewählte Bibelwort aus des Jüngers Petrus dunkler Stunde deutet es schon deutlich genug an! — die Fragwürdigkeit unseres vordergründigen Seins oder besser Scheins dartun, die Notwendigkeit einer ehrlichen Selbsterforschung und Selbsterkenntnis als Voraussetzung für ein wahres und sinnvolles Leben zeigen und mit seinem „Ich glaube an die Begnadigung der Verurteilten“ — wobei alle Menschen „Verurteilte“ sind — am Ende der Erzählung dem Leser Hoffnung und Mut für den Kampf um die Bewährung des Ich zusprechen. Dafür erfindet er ein mit seinen Figuren und seinem Handlungsablauf etwas absonderliches Muster: da sind drei Brüder, von denen der älteste ein vom religiösen Wahnsinn befallener halber Narr, der zweite ein verkrachtter Geistlicher und philosophisch querköpfiger outsider und der dritte ein leicht trodelhafter Studienrat ist. Der Held der Erzählung, der Dichter Friedrich Strange, ist der Sohn des närrischen Alten, war unglücklich verheiratet und hatte sich in eine verschwommene sinnlich-geistige Schwärmerei zu seiner Sekretärin verstrickt, was seine Frau in den Selbstmord trieb. An dem Tag, an dem Friedrich Strange mit einem großen Literaturpreis geehrt werden soll, überkommt ihn der große moralische Katzenjammer, er läuft aus der Festversammlung, bei der er alle die sieht, die ihn jahrelang des Mordes an seiner Frau verdächtigt haben, davon, um schließlich nach langen und deprimierenden Irrfahrten durch trübe Stadtviertel und durch das verworrene Dickicht seiner Seele am Abend zu erfahren, daß seine Geliebte, die Sekretärin — wovon diese selbst auch bislang keine Ahnung hatte — die Tochter seines unverheirateten Onkels, des davongelaufenen Pfarrers, ist. Schließlich dient, als alle Wege der zerknirschten Selbsterforschung zu Ende gegangen und alle quälenden Gedanken zu Ende gedacht sind, der klare Keilflug einer nach Sünden fliegenden Zugvogelflotte als Sinnbild dafür, daß auch noch aus der tiefsten Verwirrung ein Weg der Klärung möglich sei. Das Buch allerdings macht den Weg nicht überzeugend deutlich; dafür ist es zu sehr mit einer konstruierten Problematik und mit bohrenden Reflexionen beladen. Fritz Nothardt

Neue amerikanische Prosa

Nach dem Welterfolg seines monumentalen Wälzers "Jenseits von Eden" kehrt John Steinbeck in seinem neuen Buch "Wonniger Donnerstag" (Konstanz 1955, Diana-Verlag. 350 S. DM 13,80) wieder in die Welt jener liebenswerten Käuze und Vagabunden zurück, die bereits die "Straße der Olsardinen" bevölkerten. Inzwischen ist der Zweite Weltkrieg vorübergegangen, ohne daß er bei Mack und seinen Freunden irgendwelche Spuren hinterlassen hätte. Fröhlich in den Tag hinein lebend, gilt ihre einzige Sorge im Augenblick wieder einmal dem "Doc", der immer noch für die Western Biological die Meeresfauna studiert und seziert. Ihm wollen sie für seine einsamen Tage eine Frau beschaffen. Wie es ihnen nun nach mancherlei Wirren gelingt, die zum horizontalen Gewerbe untaugliche Suzy aus der "Flotten Flagge" dem Doc als Haus- und Bettgenossin einzuschmuggeln, das bildet den Kern der derb-komischen Handlung. Wenn eine ganz ungeteilte Freude beim Leser nicht aufzukommen vermag, dann liegt das wohl daran, daß ein zweiter Aufguß selten so mundet wie das Original. Zudem scheint Steinbeck überhaupt in seinen stärker sozialkritischen Werken überzeugender denn als naiver Naturapostel mit primitiv-grobschlächtigem Humor.

Ging Steinbeck den wirklichen Problemen des menschlichen Zusammenlebens aus dem Wege, so versucht sich die Negerautorin Ann Petry in ihrem Roman "Link und Camilo" (Berlin 1955, Propyläen-Verlag, 544 S. DM 14,80) der immer noch brennendsten Frage des amerikanischen Alltags, dem Problem Schwarz und Weiß, zu stellen. Es ist die Geschichte zweier Liebender, eines schwarzen Romeo und seiner weißen Julia, die Geschichte des aus kleinen Verhältnissen stammenden Link Williams und der reichen Camilo Treadway, die aus ihrer sie unbefriedigt lassenden Ehe in eine wilde, alle Vorsicht außer Acht lassende Leidenschaft flieht, an deren Ende Link von dem gehörnten Ehemann Camilos erschossen wird. Nicht immer vermag die junge Autorin die Klippen eines konventionellen Gesellschaftsromanes zu umschiffen, nicht immer hält sich ihr Buch auch frei von einer etwas pathetisch-monströsen Theatralik; die gelegentlichen Schwächen aber werden mehr als ausgewogen von

jenen Partien, in denen sie das unendlich feine Geflecht von Ahnungen und Gefühlen beschwört, jenes geheime hell-sichtige Wissen umeinander, das die beiden Menschen unlösbar in einer brennenden Haßliebe verkettet. Zwischen jäher Verzweiflung und ekstatisch aufflammendem Hoffen hin- und hergerissen, suchen sie sich in einer unwirklichen Traumwelt abzukapseln. Hier verrät Ann Petry die Sensibilität einer großen erzählerischen Begabung, die an sich das künstliche Hilfsmittel eines Anheizens der äußeren Spannung durch dauerndes Rück- und Zwischenblenden nicht nötig gehabt hätte.

Wie sehr übrigens die erzähltechnischen Entdeckungen der großen Wegbereiter moderner Prosa längst auch in den "gängigen" guten Unterhaltungsromanen Eingang gefunden haben, beweist unter andern der Roman *Hamilton Bassos "Schmerzliches Wiedersehen"* (Hamburg 1955, Chr. Wegner-Verlag. 452 S. 16,80 DM). Ein erfolgreicher Anwalt kehrt aus der Steinwüste New Yorks für einige Tage in die kleine verträumte Stadt seiner Jugend in den Südstaaten zurück. Die Wiederbegegnung mit Freunden aus längst vergangenen Tagen erweckt manche zärtliche und schmerzliche Erinnerung; sie korrigiert aber zugleich die Vorstellungen, die er bis jetzt mit sich herumgeschleppt hat und ermöglicht es ihm, sich auch innerlich von einer Welt zu lösen, die längst nicht mehr die seine ist. Der diszipliniert und klar erzählte Roman lebt nicht nur aus einer kriminalistisch geschickt zugespitzten äußeren Handlung. Er besticht auch durch die Wärme und psychologische Genauigkeit seiner menschlichen Porträts, die bis ins Detail hinein liebevoll und genau gezeichnete Umweltschilderung und die vom Autor virtuos gehandhabte Erzähltechnik.

Zu den eigenwilligsten jüngeren Autoren der amerikanischen Dichtung gehört William Goyen, deren Werke jedoch nicht so sehr auf der realistischen Tradition angloamerikanischen Erzählens fußen, als vielmehr auf den Vorbildern der symbolistischen "poesie pure". "Geist und Fleisch" heißt die Erzählungskette (München 1955, Nymphenburger Verlagshandlung. 220 S. DM 9,80), in der Goyen das im Titel gegebene erzählerische Grundmotiv in verschiedenen Variationen abwandelt. Die reich blühende, zu immer neuen, kühnen und gewagten

Bildern verdichtete Sprache entrückt den Leser in ein Reich zwischen Traum und Wirklichkeit, um „Namen und Erinnerung in Gestalt einer zurückgegebenen Botschaft“ entgegenzunehmen. Ist mehr als eine Stelle auch einer gewissen Maniertheit nicht entronnen, so scheint das Buch als Ganzes doch so sichtlich von einer außerordentlichen poetischen Anschauungskraft geprägt, daß man sich ihr selbst dort schwerlich entziehen können wird, wo der hinter den Zeilen verborgene Sinn dem Leser dunkel bleibt.

Besonderer Dank gebührt dem Schweizer Verlag Benno Schwabe in Basel für seine Neuherausgabe der besten Erzählungen von *Stephen Crane: „Männer im Boot und andere Erzählungen“*. (144 S. DM 8,60). Denn dieser 1899 verstorbene Novellist gehört zu den glänzendsten Begabungen der amerikanischen Erzählkunst und zur Weltliteratur. Noch heute überwältigt eine Erzählung wie „Das blaue Hotel“, in der ein genialer Erzähler seine Leser von der ersten Zeile an in einen magischen Bann zu schlagen versteht. Das Vorgefühl einer kommenden Katastrophe lastet von Beginn an über dieser sich tragisch zuspitzenden Geschichte aus dem Wilden Westen, die bereits dem großen Thema des 20. Jahrhunderts, der hoffnungslosen menschlichen Vereinsamung nämlich, eine vollkommene erzählerische Form gegeben hat. *Jürgen Eyssen*

Russische Literaturgeschichte

Deutsche Leser, die den Wunsch verspürten, sich über die großen russischen Dichter des 19. Jahrhunderts hinaus noch mit der Entwicklung der russischen Literatur zu befassen, waren bisher auf zwei trockene kleine Göschen-Bändchen oder auf Arthur Luthers unterhaltsame Literaturgeschichte angewiesen, die mit dem Ersten Weltkrieg abschließt. Die seit langem entbehrte erste deutschsprachige Gesamtdarstellung der russischen Literatur liegt nunmehr vor: „*Russische Literaturgeschichte*“ (Wien und Frankfurt/M. 1955, Humboldt-Verlag. Sammlung „Die Universität“ Nr. 56. 420 S. DM 16,50). Ihr Autor, *Wilhelm Lettenbauer*, Ordinarius für Slavistik in Erlangen, hat mit großem Geschick die Fülle des Materials auf so relativ schmalem Raum zusammengestellt und übersichtlich entsprechend den Perioden der politischen Geschichte angeordnet. Auf diese Weise entstand ein ausgezeichnetes Handbuch,

das nicht nur für „Spezialisten“ zum unentbehrlichen Nachschlagewerk werden wird, sondern auch dem gewöhnlichen Sterblichen wärmstens empfohlen sei.

Zu bedauern wäre lediglich die Darstellungsweise der letzten vierzig Jahre. Der Verfasser bearbeitet auch diesen Zeitraum nach der gleichen stilkritischen Methode, die für die vorangegangenen Epochen maßgeblich ist, also nach rein literarischen, westlichen Maßstäben. Für die ersten 10 bis 12 Jahre nach der bolschewistischen Revolution ist dies noch möglich, aber dann entzieht sich die sowjetische Belletristik den die westliche Literatur bestimmenden Kriterien mehr und mehr. Ein sowjetischer Roman ist und will etwas ganz anderes sein als ein englischer, französischer oder deutscher.

Der Leser erfährt nichts *Wesentliches*, wenn es bei Lettenbauer heißt, daß viele Schriftsteller nach 1929 unter ihr Niveau sanken. Dagegen wäre es wichtig zu erfahren — ohne Polemik versteht sich — wie die innere Entwicklung verlaufen ist, in welcher Weise die Verstaatlichung der Literatur die Schriftsteller zu prägen vermochte. L.'s fast schlagwortartig gegebenen Hinweise bleiben an der Oberfläche. Die von ihm zitierte sowjetamtliche Definition des Sozialistischen Realismus sagt nichts aus über dessen immanente Problematik, und wir suchen vergeblich nach einer Darstellung der — noch heute! — leidenschaftlichen Kämpfe der Sowjetautoren um Klärung und Definierung ihrer eigenen Literatur. *m. p.*

Aus Klassik und Romantik

Die *Briefe der Brüder Grimm an Friedrich Karl von Savigny*, die *Wilhelm Schoof* in Verbindung mit *Ingeborg Schnack* herausgegeben hat (Berlin-Bielefeld, Erich Schmidt Verlag. XII, 524 S. DM 31,90), sind von einem geistigen Reichtum und einer Bedeutung, daß man sie als ein Monument der deutschen Geistesgeschichte ansehen kann. Sie umfassen den Zeitraum von 1805–1852, von der Marburger Studienzeit der Brüder Grimm bis zu ihrer Berufung nach Berlin. Aus dem bewunderten juristischen Lehrer wird Savigny zu einem Lebensfreunde der beiden Brüder, obwohl diese das Studium der Jurisprudenz aufgeben und sich dem der deutschen Sprache und Literatur zuwenden. Aber die geistige Weite Savignys ist dieser Umstellung durchaus gewachsen,

und die Briefe erleiden nicht im geringsten eine menschliche oder wissenschaftlich-thematische Einschränkung. Was Jacob und Wilhelm Grimm in diesen Briefen an wissenschaftlicher Kenntnis, kritischem Sinn und dabei stets unangefochtener und alles durchdringender Menschlichkeit entfalten, kann dem heutigen Leser den Atem verschlagen. Man sieht in diese ungeheure und dabei völlig stille geistige Werkstatt hinein, aus der die Riesenarbeiten der Brüder hervorgehen, man bekommt einen Begriff von der genialen Begabung besonders Jacob Grimms, man sieht, auf welch unwahrscheinlich souveräne Weise er die Dinge „im Griff“ hat und was als Voraussetzung nötig ist für das Gelingen einer solch epochalen Lebensarbeit. Wer nicht nur für die wissenschaftlich-sachliche Darbietung, sondern für den geistigen Prozeß, seine Methodik, seine Grenzen und Grenzüberschreitungen Interesse hat, für den ist dieses Buch eine aufregende Lektüre. Man hat bei vielen Briefen das Gefühl, sich in einem Grenzraum des menschlich Möglichen zu befinden. Wenn solche geistigen Gewichte mit dieser zauberischen Leichtigkeit manipuliert werden, versagen alle Maßstäbe menschlichen Könnens und Sollens. Das Exzeptionelle des Vorgangs, das Jahrhundert-Phänomen tritt überwältigend in Erscheinung. Daß man den Eindruck in dieser Reinheit empfängt, verdankt man der Arbeit des Herausgebers und seiner Helferin. Die wissenschaftliche Darbietung ist mustergültig. Die Briefe sind durch erläuternde Brückentexte verbunden, ein gründlicher Anmerkungsapparat, ein chronologisches Briefregister und ein Namenregister helfen dem Leser bei der wissenschaftlichen Auswertung des Buches. Der Fachmann wird von dieser Publikation ebenso beglückt sein wie der gebildete Laien-Leser.

Dem Schweizer Rechtslehrer und Politiker Carl Hilty hat *Hans Rudolf Hilty* ein größeres Buch gewidmet (Carl Hilty und das geistige Erbe der Goethezeit. Eine Studie zur Geistesgeschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert. St. Gallen, Tschudy-Verlag. 352 S. DM 16,65). Carl Hilty, der von 1833-1909 lebte, ist ein gutes Beispiel dafür, wie sich die lebendige Goethetradition im 19. Jahrhundert mit der literarischen und politischen Entwicklung auseinandersetzt. Mit Interesse nimmt man die geistigen Begegnungen mit Gottfried Keller, Conrad

Ferdinand Meyer, Carl Spitteler, Jacob Burckhardt, Arnold Böcklin und den großen außerschweizerischen Erscheinungen der Zeit zur Kenntnis. Auch dieses Buch bemüht sich um eine sorgfältige wissenschaftliche Fundamentierung, doch ist die Aufgliederung des Hauptteils unter Begriffe wie Bildung, Gnade, Persönlichkeit usw. nicht recht befriedigend, weil in der Realität des Lebens diese Begriffsscheidungen ja nicht vorkommen und das Leben Hiltys dadurch nicht in seiner spezifischen Wirksamkeit umrissen wird. Statt der zeitlosen Abstrakta hätte der Verfasser besser zeitgebundene Begriffe des 19. Jahrhunderts zu seinen Leitideen gemacht, welche die Existenz Hiltys intensiver in ihrer Verflechtung und Auseinandersetzung mit dem Geist der Zeit gezeigt hätten. Aber auch so ist das Buch lesenswert als ein wichtiger Beitrag zu dem großen und immer noch rätselhaften Thema der Nachwirkung Goethes im 19. Jahrhundert.

Fritz Usinger

Hans von Müller

Ein Philolog vom alten Schlage, dem über sorgfältigster Kleinarbeit nicht der Blick für das Ganze verloren ging, ist mit Hans von Müller am 8. März 1944 in Berlin dahingegangen. Mit gutem Grunde hatte ihm die Universität Königsberg 1922 wegen seiner langjährigen scharfsinnigen, opfermutigen und erfolgreichen Forschertätigkeit die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie verliehen. Der Herausgeber der kleinen nachgelassenen Schrift *Hans von Müller: „Die erste Liebe des Ernst Theodor Hoffmann“*. Mit einigen Nachrichten über die Familien Schlund und Flottwell, Hatt und Siebrandt nach den Quellen dargestellt (Heidelberg 1955, Verlag Lambert Schneider), Walther Bulst, schließt sein kurzes Nachwort: „Hans von Müllers Lebenswerk hat seinen Namen mit dem Namen E. T. A. Hoffmann verbunden.“ So ist auch die letzte Arbeit diesem vielgeliebten Romaniker gewidmet, seiner frühen verzehrenden Leidenschaft für Dora Hatt, der unglücklich an einen unwürdigen alten Kaufmann verheirateten jungen Frau, die den achtzehnjährigen Studenten als ihren Musiklehrer für Jahre in alle Lust und Qual einer verbotenen Liebe stürzte, in die er nur den getreuen Jugendfreund Hippel einweihte. Zwar war dieses Verhältnis den Bio-

graphen schon bekannt und z. B. von Werner Bergengruen in seinem vortrefflichen Essay über Hoffmann trefflich dargestellt, aber Hans von Müller weiß durch gründliches Studium der Akten wichtige Einzelheiten zur Klärung der für den Dichter unvergeßlichen Episode und ihre Widerspiegelung in der späten Novelle „Das Majorat“ beizubringen. Damit wird Hippels Äußerung in seiner Skizze vom Jugendleben des Freundes bestätigt, daß durch dies heimliche illegitime Glück und alle daraus folgende Qual „eine Zerrissenheit in seine Seele gebracht wurde, deren Wunden bis an seinen Tod noch kenntlich waren.“

Friedrich Seebaß

Rathenaus Briefe

Die Briefe Walther Rathenaus lagen bis jetzt in mehreren schwer zugänglichen Bänden des Carl Reissner Verlages vor. Das war mit ein Grund dafür, daß eine ganze Generation, die seit dem Kriege zu politischem Bewußtsein erwacht ist, keine Kenntnis von diesen wichtigen Dokumenten nahm. Der Wunsch, diesem Übelstand abzuweichen, hat Dr. Margarete v. Eyern, Berlin bewogen, eine handliche Neuauswahl zu veranstalten: „Ein preußischer Europäer, Walther Rathenau in Briefen“ (Berlin 1955, Käthe Vogt Verlag. 470 S. DM 17,50). Paul Löbe hat ein Vorwort beigezeichnet, und die Herausgeberin, deren Umsicht und Geschick bei der Auswahl hoch zu loben sind, hat das Buch mit einer kenntnisreichen und sympathischen Einleitung versehen. Neben bibliographischen Hinweisen findet der Leser einen klaren biographischen Spiegel, der Rathenaus Bild durch kurze Charakterisierungen seiner Briefpartner erhellt.

Aber nun zu den Briefen selbst. Der letzte, vom 19. 6. 1922, ist an Gustav Radbruch gerichtet, der erste, des Siebenjährigen, gilt der „lieben Mama“ und wünscht „vil glük tzu deinem Geburtstag“. Dazwischen erstet eine der faszinierendsten Persönlichkeiten der Epoche, vielleicht ihre letzte glänzende Figur überhaupt. Das „preußische Bewußtsein“ des jüdischen Industriellen und Schriftstellers entspricht seiner unabänderlichen Verbundenheit mit dem Staat als Staat, wie er im 18. und 19. Jahrhundert blühte. Aber es ist ohne Beziehung zur Machtmanipulation durch polito-kriminelle Elemente, die das sterbende Staaten-System kennzeichnet. Rathenaus Er-

mordung durch den nationalen Pöbel beendet deshalb nicht nur seine unermüdlichen Versuche, sein europäisches Ansehen, seine hochgespannte Geistigkeit dem Deutschen Reich zugute kommen zu lassen, sie ist auch ein Schlußpunkt unter die Politik der Nationalstaaten in Europa.

Wir sind der Herausgeberin aufrichtig dankbar, daß sie Gelegenheit gibt, diese ungeheuer wichtigen Dinge zu durchdenken.

h. p.

Berlin

Von vorneherein gespannt greifen wir eifrigst nach jedem Buch über unser Berlin. Es können gar nicht genug solcher Schriften erscheinen, freilich immer vorausgesetzt, daß sie von Menschen geschrieben sind, die ein Herz und deshalb das richtige Verständnis für die einzigartige Stadt haben. Besonders begrüßenswert erscheint uns der „Berliner Guckkasten“ (Berlin, Ernst Staneck-Verlag. 159 S.). Der Preis dieses hervorragenden Büchleins beträgt — sage und schreibe — DM 1,95. Die Zusammenstellung der Beiträge traf Erich Stückrath. Viele Zeichnungen, Aquarelle und gute Fotos erhöhen den Reiz des Buches. Theodor Heuß hat es sich nicht nehmen lassen, eine Einführung zu schreiben, und außer deutschen Mitarbeitern hat General Lucius D. Clay mit dem Beitrag „Das große Abenteuer“ das Wort genommen.

Dieser amerikanische General kam nach Deutschland, wahrlich uns nicht wohl gesinnt, und schied als Freund Deutschlands, nicht zum wenigsten beeindruckt durch die Haltung der Berliner. Friedrich Luft schreibt über den Umgang mit Berlinern, Benno Reifenberg über Männer aus der Geschichte Berlins, Wolfgang Goetz steuerte eine kleine Theater-Geschichte Berlins bei, Erich Kästner ist vertreten mit dem köstlichen Beitrag „Das sind die Kinder von Berlin“. Weiter arbeiteten mit: Thilo Koch, Hannelore Bellach, Walter Kleffel und Walde-mar Lentz. Von Theodor Fontane ist der Abschnitt über Prinz Louis Ferdinand aufgenommen, und gut ausgesuchte, echte Berliner Anekdoten durchziehen das ganze Büchlein. Es sollte niemand die Gelegenheit versäumen, durch Verschicken dieses Buches den Kampf der Berliner für die Freiheit zu unterstützen.

Reizvoll ist auch die Auswahl aus Adolf Glaßbrenners Geschichten und

Szenen mit dem Titel „*Altes gemütliches Berlin*“, herausgegeben von Lothar Blanvalet (Berlin, Lothar Blanvalet-Verlag. 128 S. Illustriert von Marga Karlson). Bekanntlich war Adolf Glasbrenner ein gebürtiger Berliner, der mit seinem Witz, der wahrlich echt berlinisch war, unendlich viel zum Verständnis Berlins in satirischer Form beigetragen hat. Im alten Märkischen Museum war eine große Sammlung der Schriften von Glasbrenner. Ob sie heute noch in dem unfreien Teil Berlins erhalten ist, entzieht sich unserer Kenntnis.

Auch das Buch „*Berlin, gestern, heute und immer*“ von Hans Eberhard Friedrich (Freiburg i. Br. 1953, Verlagsanstalt Hermann Klemm, Erich Seemann) verdient jede Beachtung und Empfehlung. Der schwedische Zeichner Birger Lundquist, dessen frühen Heimgang wir 1952 beklagen mußten, hat in unübertrefflichen Meisterzeichnungen Berlin und seine Menschen festgehalten, die in vorbildlicher Wiedergabe auf holzfreiem Papier den Hauptreiz des Buches ausmachen. Es ist sympathisch, wie Hermann Klemm, ein alter Berliner Verleger, unserer Stadt treugeblieben ist.

Auch das „*Bilderwerk der Reichshauptstadt seit 1919*“ mit dem Titel „*Unverwüstliches Berlin*“ (Zürich, Scientia AG. 318 S.) sei warm empfohlen. Den Text schrieb Paul Weiglin, der auch die Photos geschickt auswählte. In drei Abschnitte ist das Buch gegliedert: Berlin in der Freiheit, Berlin unter der Tyrannei und Aus tiefer Not. Weiglin hat hiermit seine Trilogie für unser Berlin vollendet, deren erste beide Bände „*Bilderbuch von Alt-Berlin*“ (von den Anfängen bis 1888) und „*Berlin im Glanz*“ (1888 bis 1918) ebenso verständnisvoll wie sachkundig sind wie der dritte Band. Er hat seine tüchtige Arbeit für Berlin weiter fortgesetzt mit seinem Buch „*Juristischer Spaziergang in Berlin*“ (Berlin, C. Heymanns Verlag. 126 S. DM 4,80) und beschert uns in den Abschnitten „*Perücke und Zopf, Reformen, Leuchten der Wissenschaft, Klassische Beamte, Poeten*“ viel Wissenswertes über die Justiz in Berlin und ihre bedeutenden Vertreter, die zum Ruhm Berlins so viel geleistet haben.

Auch die fünfte Folge des Jahrbuches „*Der Bär von Berlin*“ (Berlin, Arani-Verlag GmbH. 156 S. 6 Abb. DM 4,80) ist sich der Verpflichtung gegenüber den früheren Ausgaben bewußt. Sie enthält

wiederum gute und Material vermittelnde Beiträge. So von Ernst Kaerber, nämlich seine Rede zur 250. Jahrfeier Charlottenburgs, von Hans Lohmeyer, Rabbiner Bernhard Brillling, Walther G. Oschilewski u. a. Dieses Jahrbuch des Vereins für die Geschichte Berlins, das bekanntlich von Ernst Kaerber und Walter G. Oschilewski herausgegeben wird, bringt wesentliche Ergänzungen zur Geschichte der Reichshauptstadt. R. P

Über England

Das ist ein niemals versiegender Strom. Jahr für Jahr erscheinen bei uns Bücher über England, die Engländer, ihr Weltreich und Commonwealth. Jahr für Jahr kommen aus England selbst noch einige hinzu. Die Möglichkeiten, sich über das Wesen des Inselreiches und seiner Bewohner, über ihre geistigen und politischen Eigenheiten zu unterrichten, sind nahezu unbegrenzt. Das Ergebnis, nämlich die effektive Kenntnis und deren politische Auswertung, steht freilich meistens in einem beklagenswerten Mißverhältnis zu der Summe an Fleiß und Sachkenntnis, die von den Autoren der meisten Bücher aufgewendet werden.

Der Verlag Moritz Diesterweg läßt nach der erzwungenen Pause jetzt seine Handbücher der Auslandskunde wieder erscheinen, darunter die „*Englandkunde*“ in dritter Auflage (540 S. DM 28,—). Das Buch gibt einen recht umfassenden Überblick, der als Ausgangspunkt genügt. Eingehendere Studien ermöglichen die durchweg guten Literaturhinweise. Leider sind manche Fehler unterlaufen, die besonders bei der Darstellung von Staat und Gesellschaft zu vermeiden gewesen wären, wenn vor der Veröffentlichung eine Überprüfung durch politisch Sachkundige stattgefunden hätte. So ist es z. B. einfach falsch, daß die Regierung Chamberlain 1940 von Labour gestürzt worden sei; sie ist aus den eigenen konservativen Reihen zu Fall gebracht worden.

Nicht ungeteilt ist die Freude auch bei der sehr fleißigen Arbeit von Heinz Walz über „*Das britische Kolonialreich*“ (Stuttgart 1955, Curt E. Schwab. 328 S. DM 16,80). Hier gibt vor allem die völlig wirre und fehlerhafte Bibliographie Anlaß zu Kritik, die um so schwerer wiegen muß, als das Buch mit wissenschaftlichem Anspruch auftritt. Wer sich davon nicht stören läßt, findet jedoch zumal in den Darstellungen der einzelnen

Kolonialgebiete viel brauchbares Material.

Aus England selbst kommen einige Bücher, unter denen als Gesamtdarstellung die zweite Auflage des Buches „*Britain and the British People*“ von Sir Ernest Barker (London 1955, Geoffrey Cumberlege — Oxford University Press. 184 S. sh. 1216) uneingeschränktes Lob verdient. Wie hier auf nicht einmal 180 Seiten alle wichtigen Saiten angeschlagen werden, ist schlechthin Vorbildlich — nicht zuletzt für deutsche Autoren, die allzu gern ledern-wissenschaftlich werden, wo lebendige Lesbarkeit not tut.

Nicht ganz so lebendig sind die beiden Darstellungen „*The Foreign Office*“ von Lord Strang, dem langjährigen Leiter des britischen Außenamtes (London 1955, Allen & Unwin. 226 S. sh. 15,—), und „*The Civil Service in Britain*“ von G. A. Campbell (London 1955, Penguin Books. 383 S. sh 316). Sie bieten jedoch jedem, der sich über das Wesen britischen Beamtentums, das sich ja von unsern deutschen Verhältnissen grundlegend

unterscheidet, erschöpfende Auskunft. Das Buch von Lord Strang sollte zudem bei uns besonderes Interesse finden, weil Aufbau und Arbeitsweise unseres eigenen Außenministeriums immer noch heftig umstritten sind.

Ein vom Thema her besonders reizvolles Buch (Paul Bloomfield: „*Uncommon People — A Study of Englands Elite*“. (London 1955, Hamish Hamilton. 210 S. sh. 21,—) muß leider als mißlungen bezeichnet werden. Die dem Buch beigefügten Stammtafeln einiger weniger Familien, aus denen jeweils eine Fülle politischer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Begabungen hervorgegangen sind, läßt den Betrachter ahnen, wie fesselnd dieses Buch hätte werden können. Der Autor erweckt jedoch beim Leser den Eindruck, als sei er ohne rechten Plan ans Werk gegangen, das daher dilettantisch im weniger schmeichelhaften Sinne des Wortes genannt werden muß.

Helmut Lindemann

Rußlandreisende

Nach der schweren Artillerie der Analysen der Moskauer Sphinx bringt die leichte Artillerie journalistischer Detailbetrachtung, die schon mit Harrison Salisbury's „*Stalin's Russia and after*“ (Macmillan, London) einsetzte, eine neue Note in die umfangreiche Rußlandliteratur. Es ist nicht zufällig, daß dies jetzt beginnt. Zwei Jahrzehnte lang hätte man sich eine solche Literatur nicht vorstellen können; sie war möglich in der ersten Zeit nach der Revolution, ehe Lenin selbst mit der Niederschlagung des Kronstädter Aufstandes und der Einführung des Einparteiensystems anfang, die Freiheit zu strangulieren, und dann nochmals, als Knickerbocker seine Bücher schrieb, in der Zeit nach Lenins Tod, bevor Stalin die Einmannndiktatur etabliert hatte. Daß man also jetzt überhaupt wieder journalistische Beobachtungen machen kann, ist ein Anzeichen dafür, daß sich in der Sowjetunion ‚etwas geändert hat‘. Es wäre töricht, das abstreiten zu wollen. Man muß die richtige Mitte finden zwischen einer Negierung dieser unbestreitbaren Tatsache, die eigentlich aus dem Krieg und seinen Folgen herrührt und durch den Tod Stalins und die ‚Malenkowschtschina‘ nur akzentuiert wurde, und einer Überschätzung, als habe sich grundsätzlich etwas geändert, wo es sich in Wirklichkeit nur

Die Siemens-Studien-Gesellschaft für praktische Psychologie e. V.

gegründet 1904 von Otto Siemens
Leitung: Dipl. Psychologe Ernst Korff
BAD HOMBURG v. d. H.
Landgrafenstraße 80

gibt ständig neue Anregungen durch die für die Mitglieder kostenlose Monatszeitschrift „Psychologische Hefte“ und durch die sie ergänzende, nunmehr 20 Schriften umfassende „Psychologische Reihe“

unterrichtet in anregender, allgemeinverständlicher und dabei doch wissenschaftlicher Form über den neuesten Stand der praktischen Psychologie (Menschenkenntnis, Charakterkunde, Tiefenpsychologie, Erziehungslehre, Betriebs-, Werbe- und Erfolgspsychologie u. a. m.)

zeigt den Weg zu Berufserfolgen durch Aufbau- und Sonderkurse, durch Vorträge und Arbeitsgemeinschaften Planung, Zielsetzung, Wegbereitung und Planverwirklichung)

bietet unmittelbare Lebenshilfe zur Überwindung seelischer und charakterlicher Schwierigkeiten, wie Hemmungen, Minderwertigkeitsgefühl, Angst, Redefurcht, Kontaktschwäche, ebenso bei Krisen in Ehe und Beruf.

Nähere Auskunft und Probenummern der Zeitschrift jederzeit unverbindlich und kostenlos durch das Sekretariat der Gesellschaft.

um — graduelle Unterschiede handelt. Es kommt alles darauf an, die Dinge in den richtigen Proportionen zu sehen. Das Ehepaar Lazareff, bekannte Pariser Journalisten, die den Vorteil der Kenntnis russischer Sprache hatten, haben diesen Änderungen nachgespürt. *Helene und Pierre Lazareff: „Die Stunde Moskaus. Rußland, wie es wirklich ist.“* (Düsseldorf 1955, Karl Rauch-Verlag. 347 S. DM 16,80). Und man kann, nimmt man das Buch nur von dieser Seite, ohne von ihm zu erwarten, was es nicht bieten will (daher seien auch kleine Ungenauigkeiten verziehen wie die, daß Kamenew, der in Wahrheit als „Verräter“ hingerichtet wurde, neben Kalinin, Litwinow und Lunatscharski an der Kremelmauer ruhen soll), das Zeugnis ausstellen, daß es wirklich die Proportionen nicht verzerrt hat. Heute sprechen die russischen Menschen, was früher schier unmöglich war, mit Ausländern (wenn es keiner sieht), nur kommt fast nie eine zweite Verabredung zustande. Man hört im — Cirkus politische Witze, aber früher oder später fallen die, die sie vorbringen, doch in Ungnade. Man zeigt ausländische Filme, aber sie dürfen nichts enthalten, was der Existenz der Sowjets vorzuziehen wäre. Man kann gesellschaftskritische Stücke sehen, die die Sitten der (übrigens einen ausgesprochen kleinbürgerlichen Geschmack entwickelnden) neuen „Bourgeoisie“ anprangern, wie Zorins „Gäste“, man kann sie sogar, wie es Simonow auf dem Kongreß der Schriftstellergewerkschaft tat, in den Himmel heben, und doch werden sie nach acht Wochen plötzlich abgesetzt, und das Verdammungsurteil richtet sich dann nicht nur gegen den Autor, sondern auch gegen die „Hehler“. Dafür hatte dann Molières „Bürger als Edelmann“ einen umso größeren Erfolg. Die Beispiele könnte man beliebig vermehren. Man muß die partielle Auflockerung (schade, daß es dazu kein Diminutiv gibt) sehen, aber auch ihre Grenzen. Wir hören viel von der neuen Aristokratie, von ihrer kindlichen Freude an einer Cocktail Hall, von den Gouvernanten für ihre Kinder, von ihrer Sehnsucht nach einem eigenen Wagen. Wir hören von der Prostitution, die keineswegs aufgehört hat, und der jeunesse dorée, in der sich ein gewisser Zynismus breit macht, von den Gläubigen, die über die chinesische Mauer der Vorurteile nicht mehr herübersteigen können,

und denen, an denen schon der Zweifel nagt, auch wenn sie zuweilen über die eigene Kühnheit erschrecken und bei selbständigem Denken ein schlechtes Gewissen haben.

Am Schluß zitieren die beiden Autoren John Steinbeck, der gewiß nicht im Verdacht reaktionärer Gesinnung steht und der in seinem jüngsten Werk „Jenseits von Eden“ sagt, die Gruppe könne sich wohl das Wunder individueller Schöpfung aneignen, aber die Gruppe erfinde niemals etwas. Das wertvolle Element wohne allein in der Intelligenz des Einzelnen. Und sie kommen zu dem Schluß, daß sie weiterkämpfen wollen für die Freiheit des Geistes, kämpfen wollen gegen jede Ideologie und Regierung, die die individuelle Freiheit einschränken und zerstören will. Denn das sei der einzige Wall, der uns von der Welt des unschöpferischen Tieres trennt.

So viel über die beiden Lazareffs. Aber nicht ohne Melancholie mag man nach manchen Erfahrungen die Frage daran anschließen, ein wie hoher Prozentsatz der Menschheit die Freiheit als höchstes Gut betrachtet (auch wenn jetzt einmal in Argentinien ein Umsturz ge-

Zum 150. Geburtstag des Dichters
erschien neu

JOHANN APRENT

Adalbert Stifter

eine zeitgenössische Biographie

Mit Einleitung und Erläuterung von
Prof. Dr. Moriz Enzinger
116 Seiten. Pappband 5,80 DM

Aprent war der „Eckermann Stifters“. Als Freund und Gleichgesinntem teilte ihm Adalbert Stifter viele Umstände und Ereignisse aus seinem Leben, vor allem aus seiner Jugend, mit, denn er hatte ihn selbst zu seinem Biographen ausersehen. Aus diesem Grunde ist die vorliegende Biographie ein wichtiges Dokument über Adalbert Stifter.

„... Sie ist die beste, die die reichhaltige Stifter-Literatur aufzuweisen hat, da sie aus unmittelbarem Erlebnis heraus und im Geiste einer unverbrüchlichen Freundschaft geschrieben ist...“

Regensburger Tages-Anzeiger

Verlag Hans Carl / Nürnberg

lang, bei dem eine gehobene Mittelschicht, im Bunde mit ganz anderen Kräften, der Freiheit zum Siege verhalf), und wie viele die Freiheit als Preis für andere Dinge, wirkliche oder vermeintliche, zu zahlen bereit sind. Und um diesen Prozentsatz annähernd zu ermes- sen, darf man nicht, von sich auf andere schließend, den Blick nur auf den Raum von Lübeck-Braunschweig über Bonn-Paris-London bis New York-San Francisco richten.

Hans Jäger

Altjapan im Tagebuch

In einer erstmaligen und vortrefflichen Übertragung ist uns durch *Satoshi Tsukakoshi* unter Mitarbeit von *Tadayoshi Imaizumi* ein klassischer Text des Altjapanischen zugänglich gemacht worden. Es ist das „*Kagero Nikki*“, das Tagebuch einer japanischen Edelfrau aus der Heian-Periode, aufgezeichnet ums Jahr 980. (Zürich 1955, Max Niehans Verlag. 301 S. DM 17,—.) Vor aller kulturgeschichtlichen „Auswertung“ rührt dieses Dokument der höfischen Bildung unter den Fujiwara aber durch seinen verhaltenen Ton menschlichen Leidens. Die Schreiberin, Nebenfrau eines ehr-süchtigen Höflings, wird bald nach dem ersten glücklichen Beisammensein von ihrem Mann verlassen. In ihrem Schmerz erfährt sie bedrängend das Schwinden alles Verlässlichen. Sie „entgleitet sich selber“. Sie empfindet sich bald nur mehr als „Eintagsfliege (*kagero*), die uns wie ein Nichts vorkommt.“

Vor dem dunklen Hintergrund solch leiser Trauer erscheinen die häufig eingestreuten Darstellungen des höfischen Alltags mit seinem Zeremoniell und Festritual wie leuchtende Farbtupfen. Das Dichte und zugleich Schwebende des Stils wird noch gehoben durch die zahl-reiche Fünfzeilenlyrik des Tagebuchs. Ungleich der kapriziösen Leichtigkeit des bekannten „Kopfkissenbuchs“ der Sei Shonagon aus gleicher Zeit und fremd vor allem seinem abendländischen Aus-druck wird hier die Vergänglichkeit in letzter Verbaltheit dargestellt. Die Übersetzung bewahrt die Zartheit der Vorlage erstaunlich unvergrößert. Die beigelegten Reproduktionen altjapani-scher Bildrollen sind vorzüglich gewählte Ergänzungen zu den Anmerkungen am Ende des Buches. — Bisher nur Sach-kundigen erschlossen, wird mit dieser Veröffentlichung das gewöhnliche Leben Altjapans in klassischer Form erhellt:

Das kulturgeschichtliche Dokument er-scheint in der literarischen Hülle „großer“ Dichtung.

H.-E. Bahr

Zur Unterhaltung

Peter Brethertons selbstloses Wissen von den Menschen schlichtet die Ver-wirrungen der Herzen in einem „*Sanatorium in der Schweiz*“ von *Phyllis Bottome* (Hamburg 1955, Wolfgang Krü-ger Verlag. 276 S. DM 10,80). Der Chef-arzt findet über die Schuld seiner Frau hinweg zu ihr zurück. Die Röntgenolo-gin, gehärtet in den Erfahrungen der résistance, kommt zu ihrem bürgerlich-untauglichen Assistenzarzt, und Cathe-rine, schwindsüchtige Neurotikerin und Quelle der Turbulenz im Haus, erfährt sterbend von der Wahrheit der Liebe. Das alles ist weniger gestaltet als er-klärt, freilich klug und von menschlicher Wärme, und wie darin mehr als ein Unterhaltungsroman, so im anderen we-niger. — Umso aktionsreicher geht es in der Fabrik zu, von der *Nigel Balchin* erzählt. Der machtsüchtige Mr. Lang will sie zu einem unbedingten Wert machen in der Form eines eigenen Großunter-nehmens. Die Spannung kommt nicht aus den Hintergründen, sondern aus der Frage, ob Mr. Lang siegt oder nicht, ob Lawrence dem Fabrikmädchen un-sittliche Anträge gemacht hat oder nicht, und ob die reiche Fabrikantentochter ihren armen Arbeiter lieben wird oder nicht. Gekonnt, stimmungshaft auch in den Dialogen, immer von einer Dezenz, die jede Problematik abwürgt — aber auf Probleme ist das Buch auch nicht aus: „*Eine große Familie?*“ (ebenda. 276 S. DM 7,80).

Durch die Familiengeschichte der Groenveghs schimmert die der Kolo-nisation des heutigen British-Guyana hindurch, Machtstreben und nihilistische Geltungssucht zeigen sich für das 17. und 18. Jahrhundert in einer Bewußtheit, als deren forcierte Heldin die tyran-nische Hendrikje alle Züge des Bestsel-lertums anzieht: patriarchalische Grün-derverhältnisse in tropischer Umwelt, sexuelle Anomalien und Sadismen erzählt *Edgar Mittelholzer* „hart“. Bei interessanten psychologischen Ansätzen fesselt „*Kaywana*“ (Berlin 1954, Lothar Blauvalet. 592 S. DM 19,80) durch nicht allzu hintergründige Spannung und er-weist sich dem Film überlegen, da sich der Leser ergänzen kann, was das Bild ihm nicht zeigen dürfte.

Heinrich Ringleb

Besucht die 7 Heilbäder der Nordsee

BORKUM JUIST NORDERNEY BALTRUM LANGEÖG SPIEKEROOG WANGEROOG

„Schöne Ferienzeile“ oder Faltblatt „Sanatorien, priv. Kinder- und Schulheime“
gegen Porto vom LVV. Ostfriesland, Emden, P. 223 DR

Marsch in die Muschel

Die Kunst der Selbstbetrachtung ist in unseren Zeiten oftmals zu einem Jahrmarkt der Eitelkeiten deklariert worden. *Anne Morrow Lindbergh*, die Frau des Ozeanfliegers, gehört zu den erfreulichen Ausnahmen. In latinischer Einfachheit, in sympathisch undoktrinärer Weise gibt sie als Frucht eines mehrwöchigen Inselfensthaltes Rezepte für den Nachmittag des Lebens: „*Muscheln in meiner Hand*“ (München 1955, Piper Verlag. 149 S. DM 9,80). Es sind im besonderen Rezepte für die amerikanische Frau mit ihrem speziellen Verhältnis zu ihrer Umwelt, darüber hinaus sind es aber auch Gedanken — und das

rechtfertigt die inzwischen erfolgten zahlreichen Abdrucke in Zeitungen und Zeitschriften des Kontinents — die nicht sensationell, aber doch immer wieder zu durchdenken sich auch für die Frauen in anderen Ländern lohnen dürfte. Hinweise für die große Zahl derer, die von der Angst vor dem Schweigen besessen sind, die das Bedürfnis nach Einsamkeit, das ja im Maßstab unserer Vermassung wächst, für verdächtig halten. Es sind recht bewährte Rezepte, die immer schon in den ungelesenen Büchern der alten Lebensphilosophen standen und die vor dem Hintergrund einer höchst praktischen ausmünzbaren Erfahrung ihren kostbaren Sinn erneuern.

Arnold Landwehr

Hinweise:

Jung, C. G.: „Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie“ (Zürich, Rascher-Verlag. 195 S. DM 14,80). Da diese 1913 veröffentlichte Schrift zu den klassischen Texten der Psychoanalyse, nicht nur der Jung'schen Schule gehört, befriedigt die Neuauflage ein allgemeines Bedürfnis.

Angelus, Silesius: „Geistreiche Sinn- und Schlußreime aus dem Cherubinischen Wandersmann“ (Basel, Benno Schwabe & Co. 96 S. DM 5,—). Eine wohlgeratene Auswahl und große Freude für die Freunde der Barockdichtung.

Kinsey, Alfred C. u. a.: „Das sexuelle Verhalten des Mannes“ (Frankfurt/M., G. B. Fischer. xx und 676 S. mit Tabellen und graphischen Darstellungen DM 38,50). Die deutsche Ausgabe unter der Gesamtedaktion von Dr. M. v. Eckardt-Jaffé des Buches, dem wir im Septemberheft 1955 eine ausführliche Betrachtung gewidmet haben.

Carpen, Robert: „Die weiße Kette“ (München, Heyne Verlag. 303 S. DM 16,80). Die stilistisch recht unterschiedliche Geschichte der Zigarette als Ser-

mon und Hymnus nicht zuletzt zum Preise Reemtsmas: informativ, phantasiereich und empfehlenswert.

Wohlhaupter, Eugen: „Die Rechtsfibel“ (Bamberg, L. Staackmann Verlag. 111 S. DM 4,80). Der belehrenden und besinnlichen Reihe der Staackmann Fibern fügt das von Baßl und Hampe bearbeitete Bändchen eine volkstümliche Darstellung des deutschen Rechts in der Vergangenheit bei.

Bohner, Theodor: „Der offene Laden“ (Frankfurt/Main, Verlag für Wirtschaftspraxis. 298 S. DM 18,50). Die mit Temperament verfaßte Chronik des Einzelhandels und bekannter Firmen.

Graf, Wilhelm: „Das Charakterbild dynamischer Gesellschaftsformen“, (Wien, Stuttgart, Wilhelm Braumüller, Univers.-Verlagsbuchhandlung. 84 S. DM 5,50). Diese „Erweiterung des ganzheitlichen Verfahrens“ versucht die Rolle eines Leistungsprinzips für den Zusammenhalt menschlicher Gesellschaft herauszuarbeiten, „... denn wenn in ihr nichts geschähe, so liefen die Glieder auseinander, träten auch garnicht zusammen.“

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Joseph Mackiewicz	Der deutsche Komplex
Dominique Auclères	Jean Monnet
Wolfgang Rieger	Das Dilemma der amerikanischen Agrarpolitik
Hermann Ullmann	Nationalsozialistische Restauration?
J. Wirth-Stockhausen	Unbekannte Briefe von Emilie Fontane
Karl Rauch	Rollands Kriegstagebücher
Rudolf Hagelstange	Mein Schwager Themistokles
Jacob Picard	Zwei Mütter

Wer ist's?

Hans O. Staub vertritt die Radiodiffusion Suisse in Paris. — Der Graphiker Joh. G. Michel, 19, ist Schüler der Werkkunstschule Offenbach/Main. — Von Dr. Wolfgang Rothe veröffentlichten wir einen soziologischen Beitrag in Heft 1/80. Der vorliegende Aufsatz ist dem Themenkreis seiner Heidelberger Dissertation (Rüstow u. v. Eckardt) entnommen, die im Alfred Metzner Verlag, Frankfurt/Main in Kürze als Buch erscheinen wird („Die befohlene Stadt“). — Rolf Seeliger, 30, lebt als Mitarbeiter großer Zeitungen in München. — Gerhard Riedel, 1932 in Warnsdorf/Sudeten geboren, veröffentlichte drei Gedichtbändchen und u. a. zwei Beiträge in der American-German Review. — Christoph Meckel, geboren 1935 in Berlin, studierte Malerei und Graphik in Freiburg und München. Ein Gedichtband „Tarnkappe“ erscheint in der Reihe „Überflüssige Hefte“. — Der Lyriker Georg Schneider, geboren 1902 in Coburg, veröffentlichte im letzten Jahr „Chansons“ und „Staub von einer Bambusblüte“. Ein starker Gedichtband wird im Verlag Langen-Müller, München, erscheinen. — Dr. jur. Hans Kohn, geboren 1891 in Prag, erlebte 1917 die russische Revolution an Ort und Stelle, arbeitete dann wissenschaftlich und publizistisch in Westeuropa und im Nahen Osten, von wo er 1932 nach USA übersiedelte. Er ist Professor der Geschichte am New Yorker City College. Von seinen über 20 Büchern ist u. a. das Hauptwerk, „Die Idee des Nationalismus“, das zugleich als das wichtigste Buch über Nationalismus überhaupt gilt, 1950 bei Lambert Schneider, Heidelberg, in Deutsch erschienen. Eine Übersetzung von „Panславism — History and Ideology“ kommt im Herold-Verlag, Wien, heraus.

Beilagen: Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen, Theaterstraße 13
Betriebswissenschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler, Wiesbaden, Taunusstraße 54

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, Helsinki. — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissionstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Israel: Dr. Alfred Allerhand, 8 Adam Hachohen Street, Tel Aviv. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Jundt, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kiosk, Stortingsgata 2, Oslo. — Österreich: K. Lintl (W. Ennsthaler), Steyr, Grünmarkt 7. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60—62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu,



Jeder literarisch Interessierte liest das

BÜCHERSCHIFF

DIE DEUTSCHE BÜCHERZEITUNG

Eine unabhängige Literaturzeitung von Weltruf mit literarhistorischen Aufsätzen und Berichten, Autorenporträts mit bibliographischem Nachweis, Verlagsbildern und Buchbesprechungen.

Monatlich eine Nummer mit den Beilagen „Buch und Film“ „Buch und Musik“ große Sonderausgaben zu Weihnachten, zu Ostern und zur Frankfurter Buchmesse.

Vierteljährlich DM 2,— zuzüglich Zustellgebühr
Verlangen Sie Probenummer und Prospekt



Der europäische Osten

Monatsschrift für Selbstbestimmung und Freiheit der Völker

- ist das Forum der berufenen Sprecher aus allen Gruppen der Vertriebenen und des Exils
- dient dem Meinungsaustausch über alle Probleme des Zusammenlebens der Völker im europäischen Osten
- orientiert über Lage und Entwicklung in den Satellitenstaaten
- ist ein Sprachrohr führender Politiker, Wissenschaftler und Schriftsteller des Ostens
- will nicht Restauration sondern eine klare Konzeption für die Zukunft dieses Raumes nach einer gesamteuropäischen Wiedervereinigung.

Aus den Themen:

Beiträge zur deutsch-polnischen Problematik - Die deutsch-tschechische Frage - Um ein zukünftiges Volksgruppenrecht - Förderationen oder Nationalstaaten? - Politik im Exil - Die Notwendigkeit einer klaren Ostpolitik - Die deutschen Ostgebiete heute - Berichte und Nachrichten aus den Oststaaten und der Sowjetzone - Erzählung des Monats - Literaturübersicht.

Zu beziehen durch alle Postämter od. beim Verlag zum Preis v. DM 1,80 monatlich.

Jörg Verlag München 19 Südl. Auffahrtsallee 34

Deutsche Musiker

BRIEFE — BERICHTE — URKUNDEN

Herausgegeben von Konrad Ameln und Hans Schnoor

396 Seiten, Leinen etwa 16,80 DM

Neben dem schöpferischen Werk unserer großen Musiker steht die Urkunde ihres Lebens und Schaffens als gleichberechtigtes Kulturdokument von oft unvergänglicher Bedeutung. Die Herausgeber der vorliegenden Anthologie — bekannte und erfolgreich bewährte Praktiker der Musik und Musikwissenschaft — haben die bekanntesten biographischen und musikhistorischen Materialien neu und kritisch gesichtet und kommentiert, aber auch zahlreiche Zeugnisse aus entlegeneren Fundgruben geborgen. Der Weg führt von Heinrich Schütz bis Max Reger und aus der Vielfalt aller dieser Stimmen erwächst uns ein neues Verständnis des ungeheuren Reichtums deutscher Musik.

VANDENHOECK & RUPRECHT
GÖTTINGEN

Ein bahnbrechendes Buch zur Verständigung der christlichen Konfessionen!

RICHARD BAUMANN

FELS DER WELT

Kirche des Evangeliums und Papsttum
ca. 440 Seiten Leinen 22,80 DM

Der Verfasser, evangelischer Pfarrer a. D., weiten Kreisen u. a. durch seine „Evangelische Romfahrt“ bekannt, bejaht in diesem Aufsehen erregenden Buch den klaren Auftrag Jesu Christi an Petrus, seine Gemeinde zu führen, und die darin eingeschlossenen, für die Kirche maßgeblichen Bestimmungen, also auch den Deszendenzanspruch des Papstes. Unter Übernahme der Prinzipien der evangelischen Homiletik werden in umfassender und überzeugender Dokumentation die Ergebnisse der evangelischen exegetischen Forschung zu den bekannten Bibelstellen vorgelegt. Die geschichtliche Entwicklung von der Reformation bis zu den großen Weltkirchenkonferenzen der Gegenwart wird eingehend beleuchtet. Auf diesem Hintergrund gewinnen die Aussagen der evangelischen Väter von Luther bis zu Schlatter und Wurm ein neues Gewicht.

Richard Baumann fragt ebenso demütig wie eindringlich, ob nicht für die Evangelische Kirche die Pflicht besteht, auch und gerade in dieser Frage von der vollen Wahrheit des Evangeliums Zeugnis zu geben und des „Petrus Bekenntnis und Schlüssel“ als bleibendes Element der Kirche anzuerkennen: im Namen Jesu Christi und im Namen der Kirche des Evangeliums. Das Buch ist von namhaften Theologen beider Konfessionen gut geheißen worden.

KATZMANN VERLAG TÜBINGEN

Aktuelle Neuerscheinungen

Melchior Palyi

Das Dollar-Dilemma

Licht und Schatten der Amerikahilfe

276 Seiten, engl. brosch. DM 9,80

Eine scharfsinnige Analyse der derzeitigen wirtschafts-politischen Situation Europas als Folge amerikanischer Hilfeleistungen, zugleich wurden hier zahlreiche Hinweise gegeben, wo die einzelnen europäischen Länder ihre Chancen für die Zukunft sehen könnten.

Will Grosse

Taschenbuch der Weltorganisationen

272 Seiten, celloph. Einband, DM 11,80

Zum ersten Mal wird mit diesem Taschenbuch Auskunft über rund 1000 der wesentlichen internationalen Organisationen (Genauer Name, Sitz, Präsidium, Tätigkeit, deutsche Vertretung) und ihrer Zusammenhänge gegeben.

Die übersichtliche Anordnung läßt in kürzester Zeit das Gewünschte an Hand verschiedener Register finden.

Thomas Ellwein

Klerikalismus in der deutschen Politik

305 Seiten, engl. brosch. DM 9,80

Band 1 der „Heiße Eisen — Eine Schriftenreihe zu umstrittenen Problemen der Gegenwart“

Dieses mutige Buch steht seit Oktober 1955 im Kreuzfeuer der Kritik. Schon im Dezember 1955 konnte die zweite Auflage erscheinen. In ungewöhnlichem Maße gehen Politiker und Presse auf dieses wohl „heißeste Eisen“ unseres politischen Alltags ein.

R. M. Wallisfurth

Sowjetunion - kurz belichtet

92 Bilder (Großformat), Einleitung 2 sprachig
Kunstdruck, Leinen DM 19,80

Aus 4 000 Bildern zweier Reisen 1954 und 1955 über 20 000 km durch die UdSSR sind hier jene Bilder zusammengestellt, die einen Einblick in das sowjetische Reich unserer Tage vermitteln, zugleich die ungeheure Gegensätzlichkeit und Vielfalt deutlich werden lassen.

Über weitere Veröffentlichungen informieren wir Sie gerne unverbindlich durch unsere Hausnachrichten KONTAKT.

ISAR VERLAG MÜNCHEN

Neuerscheinung:

KARL GREITBAUER

Die Gestalt des Bergsteigers

DAS ALPINE GESCHEHEN IM LICHT DER PSYCHOLOGIE

426 Seiten

Halbleinen mit lackiertem Schutzumschlag

DM 17,50

Die ersten Urteile:

„ . . . Als besonders eindrucksvoll müssen die Ausführungen im zweiten Hauptteil des Buches bezeichnet werden . . . nach diesen dort dargetanen Einsichten ist es erstmals möglich, den Bergtod eines Menschen nicht als sinnloses Opfer zu bezeichnen . . .

Hervorgehoben zu werden verdient die durchwegs fesselnde Gestaltung des Stoffes . . .

Zusammenfassend möchte ich sagen, daß Greitbauers Buch mehr ist, als eine Bergsteigerpsychologie: es ist eine Psychologie der Dynamik des jungen Menschen im Verhältnis zu seinen Höchstleistungen.“

Dr. Herbert Tichy, der Bezwingen des Cho Oyu

„Das Werk, das als Ganzes in jeder Beziehung als gelungen zu bezeichnen ist, bietet eine wirklich überraschende Fülle von bisher nicht ausgesprochenen Gedanken, die weite Kreise zu erfassen verspricht.“

Wiener Zeitung

„Das „Bergsteigen der Jungen“ und noch mehr das „Bergsteigen der Reifen“ wird mit seinen seelischen Komplikationen mit intuitiver Einfühlungsgabe erfaßt. Das Werk bietet eine Fülle von Gedanken und weist der Sportpsychologie manches Neuland.“ *Österreichische Ärztezeitung*

WILHELM BRAUMÜLLER UNIVERSITÄTSVERLAG

WIEN IX/66 — STUTTGART

F. A. Brockhaus, Stuttgart-N., Räpplenstraße 20

Wir empfehlen unsere Neuerscheinung:

Hans Carossa · Weltbild und Stil

von AUGUST LANGEN

X, 188 Seiten, 15,5 × 23 cm, Ganzleinen DM 16,80

Der bekannte Kölner Germanist hat es aus seiner langjährigen Beschäftigung mit Carossas Dichtung unternommen, diese in einer eingehenden Gesamtuntersuchung zu deuten. Er erhellt, von der Naturanschauung Carossas ausgehend, Werk und Persönlichkeit des Dichters.

Wir empfehlen:

Weltinnenraum · Die Dichtung Rainer Maria Rilkes

von WERNER GÜNTHER

342 Seiten, 15,5 × 23 cm, Ganzleinen DM 26,80, broschiert DM 23,60

Günthers wichtiges Werk über Rilke liegt in einer überarbeiteten und vermehrten Auflage vor. Der Autor deutet uns Rilkes Dichtung in dienend-behutsamer, textnaher Auslegung aus den Gedichten. Günthers Weltinnenraum ist zugleich Geschichte einer Dichtung und einer Seele.

ERICH SCHMIDT VERLAG

BERLIN · BIELEFELD · MÜNCHEN

WELTKUNST

THE WORLD-ART REVIEW

Les BEAUX-ARTS du MONDE

XXV. — XXVI. JAHRGANG

*Illustrierte Zeitschrift für Kunst, Buch, alle Sammelgebiete und ihren Markt
Zentralorgan sämtlicher deutscher Kunst- und Antiquitätenhändler-Verbände*

Preis: DM 60,— pro Jahr (24 Nummern) zuzüglich Verpackung und Porto

Redaktionelle Vertretungen in allen deutschen Ländern, ferner in London, Paris, Wien, Amsterdam, Brüssel, Rom, Florenz, Madrid, Genf, Tel-Aviv, Johannesburg, New York, Mexiko, Buenos Aires und Melbourne.

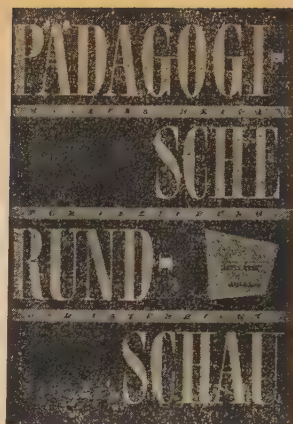
Jährlich rund 1000 Abbildungen — In jedem Heft eine Übersicht über alle maßgebenden Kunstereignisse — Wertvolle Artikel von Kunstwissenschaftlern und Experten über alte und moderne Kunst, Antiquitäten, Kunstgewerbe und Kunstliteratur

Bestellungen erbeten an:

KUNST UND TECHNIK VERLAGS-GMBH MÜNCHEN 25

Lipowskystraße 8 Telefon 72621 Telegramm-Adresse: WELTKUNST

DIE MONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT



Herausgegeben von: Joseph Antz, Bernhard Bergmann, Ilse Peters

Schriftleitung: Fritz Pfeffer

Vierteljahr: DM 3,60

Einzelheft: DM 1,40

Die ganz spezielle Zeitschrift für jeden Erzieher aller Schularten!

Sie gibt nicht nur theoretische und wissenschaftliche Hinweise, sondern vor allem praktische Hilfe für die tägliche Arbeit!

Zahlreiche, erfahrene Mitarbeiter schaffen mit ihren Beiträgen eine breite Basis in Theorie und Praxis!

Trotz der Vielheit pädagogischer Zeitschriften findet die *Pädagogische Rundschau* immer wieder zahlreiche und bedeutende Anerkennung!

Einige Themen des letzten Jahrgangs:

- Abraham:* Was erwartet die Wirtschaft von der Volksschule
- Broich:* Die Zusammenarbeit von Schule und Wirtschaft beim Übergang der Jugendlichen von der Schule zum Betrieb
- Esterhues:* Existentielles Denken und Erziehung
Vom Tätigkeitsbericht für die zweite Prüfung
- Gathen:* Familienpädagogische Aufgaben der Schule
- Keuper:* Landschule beschreitet neue Wege
- Lütgenau:* Mädchenbildung in der Sicht der neuen Richtlinien für die Volksschulen
- Oehl:* Zu den Richtlinien für den Rechen- und Raumlehreunterricht
- Schütz:* Das Wort im Dienst der Kulturpolitik
- Sulzbacher:* Sozialpsychologische Momente einer Klassensituation in der Industrie-großstadt
- Krieger:* Junglehrer in der Schriftkrise
- Molsen:* Kinder urteilen über eine Jugendbuchausstellung
- Ter-Nedden:* „Begegnung mit der Dichtung“ in der Abschlusssklasse

Prüfen Sie die Angaben, verlangen Sie ein kostenloses Probeheft

A. HENN VERLAG · RATINGEN bei Düsseldorf

Die Zeitschrift für Export - Import - Spedition

„Der Außenhandelskaufmann“

will dem vorwärtstrebenden Praktiker Rüstzeug sein und alle Informationen zur Verfügung stellen, die er für seine Tätigkeit als Import- oder Exportkaufmann, als Auslandskorrespondent, als Werbefachmann oder als Versandspezialist braucht.

Allein mit dem Studium der Marktberichte fremder Länder ist es nicht getan. Diese Zeitschrift behandelt deshalb in ihrem reichhaltigen Programm alle nur möglichen Sachgebiete.

Der Stoffplan umfaßt u. a.: Aktuelles im Außenhandel — Außenhandelstechnik: Kalkulation und Preispolitik; Verhandlungstechnik; Verpackungs-, Versand-, Verzollungstechnik — Marktforschung und Werbung — Internationaler Zahlungsverkehr — Auslandskunde (insbesondere Länderberichte aus allen Erdteilen) — Verkehrswesen — Handelspolitik — Steuer- und Zollpolitik — Devisen- und Kreditpolitik — Versicherungswesen — Recht und Außenhandel — Welthandelssprachen — Der junge Außenhandelskaufmann: Außenhandelsbuchhaltung; Knigge für Außenhandelskaufleute; die Berufe im Außenhandel; Fortbildungswesen.

Monatlich 1 Heft 48 Seiten DIN A 5 — 1,50 DM

Fordern Sie Prospekt DR an

Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr.Th.Gabler, Wiesbaden

Die Welt als Geschichte

ist eine Zeitschrift für Universalgeschichte und wird herausgegeben von Prof. Dr. Hans Erich Stier und Prof. Dr. Fritz Ernst. Sie erscheint 1956 im XIV. Jahrgang und hat seit langem einen festen ständig wachsenden Bezieherkreis.

„Werfen wir einen Blick in die vier Hefte des Jahrganges 1954, so sehen wir, daß in ihm neben maßgeblichen deutschen Historikern auch so bedeutende Gelehrte des Auslandes wie Wolfram von den Steinen (Basel), Jacques Droz (Clermont-Ferrand), A. H. M. Jones (Cambridge) und andere zu Worte kommen. Vor allem aber bietet die Thematik dieser Zeitschrift im besten Sinne universalhistorische Anliegen dar.“

Amtsblatt, Düsseldorf

„Heft 1/1955 enthält u. a. außerordentlich interessantes Dokumentenmaterial über die Pläne bezüglich Spaniens und Portugals in den Jahren 1940/41; daraus geht hervor, daß Hitler zur Invasion der Iberischen Halbinsel entschlossen war und alle militärischen Vorbereitungen getroffen hatte. Das Unternehmen wurde dann auf Grund der Wandlung der politischen Lage in Europa abgeblasen.“

Süddeutsche Zeitung, München

„Eine Zeitschrift ‚von Welt‘ . . . Der zeitpolitische Wert der Zeitschrift liegt darin, daß sie das Bewußtsein öffnet und weitet für die weltgeschichtlichen Zusammenhänge, die nun einmal unser Schicksal sind.“

Rheinischer Merkur, Koblenz

Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfang von je etwa 4 Bogen. Preis des Einzelheftes DM 2,80. Jahresabonnement DM 10,80. Probehefte (kostenlos) auf Wunsch.

Können wir auch Sie bald zu unseren Abonnenten rechnen?

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART



THOMAS MANN

Betrachtungen eines Unpolitischen

Mit einem Vorwort von Erika Mann
Im Rahmen der Stockholmer Gesamtausg.
608 Seiten, Leinen DM 24.—

Die »Betrachtungen eines Unpolitischen«, die hier nach der Erstausgabe vom Jahre 1919 unverändert nachgedruckt sind, waren das Ergebnis jenes Selbstgesprächs, das Thomas Mann während des Ersten Weltkriegs geführt hat. In diesem Buch zeigt sich - wie später dann wieder im »Doktor Faustus« - wie sehr Thomas Mann bei seiner Entwicklung zum Weltbürger doch immer ein Deutscher war.

Trotz seines Titels ist das Werk im höchsten Sinne politisch. Aber Thomas Manns Blickfeld umfaßt mehr: Leben und Kunst im weitesten Sinne, und enger umgrenzt, wodurch sich deutsche Kultur von jeder anderen unterscheidet. Die »Betrachtungen« enthalten das Schönste, was bisher über Pfitzners »Palestrina« geschrieben worden ist, erstaunlich tiefe Erkenntnisse und Aussagen über Wagner, Eichendorff, Dostajewski, Nietzsche, Schopenhauer, vor allem jedoch über Thomas Mann selbst.

Thamar

Erzählung

64 Seiten mit 10 Illustrationen von Gunter Böhmer auf Zerkall-Bütten. Pappband in Schuber DM 25.—

250 numerierte und vom Künstler signierte Exemplare in Leder mit Schuber DM 65.—

Versuch über Schiller

Ansprache im Schillerjahr, gehalten am 9. Mai 1955 im Württembergischen Staatstheater. Langspielplatte Ø 30 cm DM 32.—
Buchausgabe: 25. Tsd. 104 Seiten. Engl. Broschur DM 5.80

S. FISCHER VERLAG

Lesen Sie, bitte, was die KOLUMBIEN-POST, Bogota

in ihrer Januarausgabe 1956 schreibt:

„ALLE, DIE SEHNSUCHT NACH BERLIN HABEN, sollten die ‚Berliner Blätter‘ abonnieren, die in heiterer, aber manchmal auch sehr aktueller und ernster Weise an die Stadt erinnern, die einstmals die Hauptstadt Deutschlands war und in absehbarer Zeit wohl erneut sein wird. Das Werden und Wachsen der einstigen Residenzstadt und die Entwicklung zur Weltmetropole kommen ebenso zu Wort wie der Kampf der heute in vier Sektoren geteilten Stadt um ihre Wiedervereinheitlichung und ihre wirtschaftliche Selbständigkeit. Vom Wesen des Berliners, seiner urwüchsigen Eigenart und seiner ‚Sprache‘ gibt die Zeitschrift auch allen Nicht-Berlinern Kunde und eine Fülle von Berliner Anekdoten, von Berliner Humor und typischen Witzen wird uns in das Gedächtnis gerufen oder neu serviert. Viele schöne und interessante Fotos aus Vergangenheit und Gegenwart beleben die Lektüre der Hefte, die man immer wieder aufs neue durchblättert...“

ÜBERZEUGEN SIE SICH selbst und fordern Sie unverbindlich eine Probenummer der

BERLINER
Blätter

DIE HAUSZEITSCHRIFT DER
REICHSHAUPTSTADT

direkt in Berlin - Zehlendorf - West,
Wolzogenstraße 23, an.

Das einzige Magazin von Spree und Panke erscheint am Monatsanfang mit einer 52seitigen bunten Hauptausgabe und zur Monatsmitte mit einer 8seitigen Ergänzungsausgabe. Monatlicher Bezugspreis DM 1.—.

Sie lesen in diesem Heft über

„MOSKAUS NEUE ASIENPOLITIK“

Der erstaunliche Erfolg der russischen Politiker in einem nicht-kommunistischen Land wie Indien wird erst faßbar, wenn man die geistesgeschichtlichen Verbindungen und Parallelentwicklungen kennt. Diese Verbindungen untersucht das Buch:

RUSSLAND UND DER MESSIANISMUS DES ORIENTS

Sendungsbewußtsein und politischer Chiliasmus des Ostens

von DR. EMANUEL SARKISYANZ

1955, XII, 420 Seiten, broschiert DM 26,—, Lw. DM 29,60

„Fernste Perspektiven der politischen Zukunft werden hier aufgerissen. Denn nicht nur wird überall in diesen Bereichen von eingeborenen Intellektuellen eine praktische Synthese wichtiger Bestandteile des Marxismus mit ihrer Religion entwickelt (das Quellenmaterial, das Sarkisyanz dafür bietet, macht sein Buch zu einer Sensation), es verbindet sich auch diese sozialrevolutionäre Tendenz mit einem heftigen antieuropäischen und noch mehr antiamerikanischen Affekt und Messianismus. „Der Bolschewismus“, folgert Sarkisyanz, „übte seine Anziehungskraft auf Asien nicht zuletzt deshalb aus, weil er gegen die kulturellen Grundlagen des den Orient unterwerfenden Okzident gerichtet war, also nationalistisch wirkte“. Wer überhaupt am Gang der Geschichte ein Interesse nimmt, sollte sich das Buch jeden Preis kosten lassen, andernfalls wir alle unsere Unkenntnis der Dinge, die da gespielt werden, sehr teuer bezahlen müssen.“

Alfred Hoentzsch in Der Allgäuer vom 28./29. Januar 1956



J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

*Das Wissen des 20. Jahrhunderts im Taschenbuch
Mit enzyklopädischem Stichwort*

rowohlts deutsche enzyklopädie

Herausgegeben von Prof. Dr. Ernesto Grassi

Jeder Band DM 1,90

Hans Sedlmayer, Die Revolution der modernen Kunst / Helmut Schelsky, Soziologie der Sexualität / Günter Schmölders, Konjunkturen und Krisen / Werner Kemper, Der Traum und seine Be-Deutung / Franz Altheim, Reich gegen Mitternacht (Asiens Weg nach Europa) / J. Robert Oppenheimer, Wissenschaft und allgemeines Denken / Geoffrey Gorer, Die Amerikaner (Eine völkerpsychologische Studie) / José Ortega y Gasset, Der Aufstand der Massen / Lawrence S. Kubie, Psychoanalyse ohne Geheimnis / Albert Einstein - Leopold Infeld, Die Evolution der Physik (Von Newton bis zur Quantentheorie).

Vorschau

Jacob v. Uexküll - G. Kriszat, Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen — Bedeutungslehre / Ludwig Marcuse, Sigmund Freud / Walter F. Otto, Theopania — Der Geist der altgriechischen Religion / Louis Baudin, Der sozialistische Staat der Inka / Hans Jürgen Eysenck, Wege und Abwege der Psychologie / S. Giedion, Architektur und Gemeinschaft / Walther Heß, Dokumente zum Verständnis der modernen Malerei / Adolf Portmann, Zoologie und das neue Bild des Menschen (Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen) / Ernesto Grassi, Kunst und Mythos / Heinrich Schulte, Angst, Rausch, Sucht und Wahn (Menschenkunde im Prisma des Abnormen).

*Die Reihe wird fortgesetzt • Zu beziehen nur durch Ihre Buchhandlung
Ein ausführliches Verzeichnis verlangen Sie bitte direkt vom*

Rowohlt Taschenbuch Verlag Hamburg 13

„Die großen Monographien zur abendländischen Geistesgeschichte haben Guardinis Namen über seinen Kreis und den Raum des Katholizismus hinausgetragen und ihm seine Stelle im europäischen Geistesleben gegeben. In ihnen allen bewährt sich die Kunst der Interpretation aufs höchste.“

Denker und Dichter im heutigen Europa

ROMANO GUARDINI

Hölderlin

WELTBILD UND FRÖMMIGKEIT

Zweite Auflage. 574 Seiten. Leinen DM 22,50

Fraglos hat Guardini in dieser Interpretation der gesamten Hölderlin'schen Dichtung auf das hin, als was dem Dichter Welt, Mensch und Gott erscheint, Dinge gesehen, die wohl keiner vor ihm gesehen hat; oben-drein in einer Aufgliederung der Einzelelemente der Hölderlin'schen Bilder- und Gedankenwelt nach geschlossenen Sinnzusammenhängen oder „Kreisen“, die zweifellos die Tiefe der Schau und die Folgerichtigkeit der Gedanken Hölderlins zum Aufleuchten bringen.

Hans Kudsus

Früher erschienen:

Rainer Maria Rilkes Deutung des Daseins

Eine Interpretation der Duineser Elegien. 426 Seiten. Leinen DM 17,50

Religiöse Gestalten in Dostojewskijs Werk

Studien über den Glauben. 11.—14. Tausend. 428 Seiten. Leinen DM 16,50

Der Engel in Dantes Göttlicher Komödie

Dante-Studien. 1. Band. 4.—7. Tausend. 158 Seiten. Leinen DM 8,80

Christliches Bewußtsein

Versuche über Pascal. 6.—10. Tausend. 318 Seiten. Leinen DM 11,50

IM KÖSEL VERLAG ZU MÜNCHEN

ARTUR BRUNSCHEN MERTOW

Rheinischer Merkur

DIE REPRÄSENTATIVE ZEITUNG DEUTSCHLANDS
Verlagshaus in Köln und Koblenz · Korrespondenz-Abteilung: Koblenz, Posenheim

Eine Zeitung mit Profil

Klare und unbeirrbare Zielsetzung
aus christlich-abendländischer Verpflichtung,
anerkannt hohes Niveau,
weitgespannte politische Konzeption
und wegweisende Wirtschaftspublizistik
bei völliger geistiger
und materieller Unabhängigkeit
ließen auf der Basis
unbedingten Vertrauens einen großen und
bedeutungsvollen Leserkreis entstehen,
wie er in dieser Qualifikation
nur ganz selten zu finden ist.

